

Freitag-Mordtag

Belgien F 40 / Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Luxemburg F 40 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Freitag - Mordtag

John Sinclair Nr. 321

von Jason Dark

erschienen am 28.08.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Freitag - Mordtag

Der vielfache Mörder lag in der stockdunklen Zelle.

»Es ist soweit«, flüsterte die Stimme. »Du bist bald frei. Ich habe das Versprechen gehalten.«

»Wann?« fragte der Killer erregt.

»Noch in dieser Nacht. Dein Opfer ist bereit. Es wird seinen Tod schon erwarten…«

Wenig später war der Killer tatsächlich frei. Er war kein xbeliebiger Mörder. Seine Taten hatte er stets an einem Freitag begangen. Am Freitag, dem 13.

Und der Tag seiner Befreiung war ebenfalls Freitag, der 13…

Das Rollo hing so vor der Fensterscheibe, daß noch Tageslicht durch die offenen Lücken sickern und sich auf dem Boden des Zimmers ausbreiten konnte. In seinen Ausläufern erreichte das Licht einen Gegenstand, den man nie in diesem Raum vermutet hätte.

Es war ein Sarg!

Pechschwarz, glänzend lackiert, so stand er einen Spalt offen in der Mitte des Zimmers, das ansonsten keinerlei Einrichtungsgegenstände aufwies.

Beim ersten Hinhören war nichts zu vernehmen. Wer jedoch genauer lauschte, hätte sicherlich nach einer Weile die Atemzüge vernommen, die aus der Totenkiste drangen.

In ihr lag jemand.

Und der schlief!

Es war ein tiefer Schlaf, davon zeugten auch die ruhigen Atemzüge der Person. Derjenige, der sich dieses seltsame Lager ausgesucht hatte, schien vollauf mit ihm zufrieden zu sein.

Es verging Zeit. Die Sonne wanderte höher, ihre Bahn veränderte sich und damit auch die Form der in das Zimmer fallenden hellen Streifen.

Sie wurden schräger und länger und wanderten die Wand hoch.

Dort hing etwas.

Es war ein Kalender mit ziemlich großem Blatt. Er befand sich neben der Tür und zeigte die 13. Es war Freitag.

Eine magische Zahl, ein Zeichen des Aberglaubens, eine Ziffer der Angst!

Als das Sonnenlicht auf das Blatt fiel, schien die Zahl aufzuleuchten, obwohl die schwarzen Zeichen auf weißem Untergrund standen.

Nur der obere Teil des Kalenderblatts lag im Schatten, der andere empfing den Hauch des Sonnenlichts. Als wäre dies eine Initialzündung gewesen, so tat sich etwas in dem Zimmer.

Die Person im Sarg bewegte sich.

Zunächst war nur mehr ein Schaben zu hören, dann ein tiefer, beinahe stöhnender Atemzug, dem ein Schnarchgeräusch folgte und danach ein lautes Gähnen.

Nur recken oder strecken konnte sich der eben Erwachte nicht, dazu war sein »Bett« viel zu eng.

Dennoch stand er auf.

Er drückte seine Handflächen von innen her gegen den Deckel und schob ihn langsam auf das Fußende zu. Die beiden Teile schabten übereinander, und als der Deckel zur Hälfte das Unterteil freigegeben hatte, richtete sich der Schläfer auf.

Es war ein Mann. Sein Alter konnte zwischen 40 und 50 liegen. Die Haare zeigten bereits einen grauen Hauch und lagen wirr auf seinem Kopf.

Für einen Moment blieb der Mann im Sarg sitzen. Er blinzelte,

schüttelte den Kopf und schaute dorthin, wo das Licht in Streifen durch das Fenster fiel.

Tief atmete er durch. Dann winkelte er seinen linken Arm an und schaute auf die Uhr.

Es war bereits hoher Morgen. Die meisten Menschen waren um diese Zeit schon aufgestanden. Nur wenigen erging es so wie ihm.

Der Mann legte seine Hände auf die Sargränder und stemmte sich in die Höhe.

Dabei gähnte er noch einmal ausgiebig und stieg aus seinem »Bett«.

Sofort fiel sein Blick nach rechts, denn dort lag sein dunkelroter Morgenmantel, den er immer überstreifte, wenn er ins Bad ging. Er bückte sich, hob den Mantel hoch, legte ihn über die Schulter und ging zum Fenster, um das Rollo noch höher zu ziehen.

Auf der Hälfte hielt er es an. Jetzt strömte das helle Licht in den Raum und leuchtete ihn aus.

Auch der Sarg wurde erfaßt. Der Mann schaute noch einmal hinein und damit auf sein dunkelrotes Kopfkissen, das wie ein zu Eis erstarrter, quadratischer Blutfleck wirkte.

Eine Decke nahm er nie. Er wollte es nur unter dem Kopf ein wenig bequemer haben, deshalb das Kissen.

Er zog die dünnen Latschen an, ging zur Tür, öffnete sie und verließ den Schlafraum. Er betrat eine rechteckige kleine Diele und wandte sich dort der linken Tür zu, hinter der das Bad lag. Ein Fenster besaß es nicht, deshalb mußte der Mann Licht machen, um überhaupt etwas sehen zu können.

Die Wände waren mit einfacher Ölfarbe bestrichen worden. Zudem roch es muffig und feucht. Der Spiegel zeigte noch den Beschlag vom Abend, auch der Kran hätte mal geputzt werden müssen. Das waren Kleinigkeiten, die den Mieter nicht kümmerten.

Dicht vor dem Waschbecken blieb er stehen und beugte sich nach vorn. Ein müdes Gesicht sah er innerhalb des Spiegels. Zahlreiche Falten hatten ein Muster in die Haut gegraben. Unter den Augen lagen Ränder, die allmählich zu Tränensäcken wurden.

»Frank Boysen«, murmelte der Mann. »Verdammt noch mal, du siehst nicht mehr gut aus.« Da ihm ein anderer nach dieser Feststellung keine Antwort geben konnte, nickte er sich selbst zu, um seine Meinung zu bestätigen. Nein, er hatte schon einmal besser ausgesehen. Das lag lange zurück. Vielleicht war das Leben am Theater auch nichts mehr für ihn.

Das Durchwachen fast ganzer Nächte, die langen Proben, die kaum weniger langen Vorstellungen, das Aufräumen der Requisiten, das alles war für einen Mann kein Leben mehr.

»Scheiß Job«, murmelte er und drehte den Wasserkran auf. Viel Druck saß nicht mehr dahinter, aber das Wasser war kalt, als Boysen

sich das Gesicht wusch. Er schüttelte sich, und auch beim Putzen der Zähne zog er ein Gesicht, als wäre ihm alles zuwider.

Nach dem Waschen drehte er sich um, schaute einen Hocker an, auf dem die Kleidung vom gestrigen Abend ihren Platz gefunden hatte. Er hatte sie auch schon zwei Tage zuvor getragen. Wäre er verheiratet gewesen, hätte es die Frau nicht zugelassen, daß er das Hemd zum drittenmal überstreifte. Ihm machte so etwas nichts aus.

Die Chancen, die er bei den Frauen hatte, konnte er nicht einmal an einer Hand abzählen. Auf der hohen Heizkörper-Rippe lag sein Kamm. Ein paarmal strich er durch die Haare und feuchtete sie dabei mit Wasser an, damit sie besser lagen. Hemd und Hose hatte er angezogen, und er schlüpfte auch in die schwarzen Slipper, die schon ziemlich ausgetreten waren.

Ohne es eigentlich zu wollen, streifte Boysen seinen Bademantel wieder über und verließ das Bad mit den gleichen schlurfenden Schritten, mit denen er auch gekommen war.

Dann ging er wieder ins Schlafzimmer, oder Sargzimmer, wie er stets behauptete.

Im ersten Moment blendete ihn die Lichtfülle. So blinzelte er ein paarmal, bis sich seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten. Er wollte schon weitergehen, als sein Blick nach links fiel und er das Kalenderblatt sah.

Schlagartig wich alle Farbe aus seinem Gesicht.

Freitag, der 13!

Freitag – Mordtag!

Frank Boysen stand wie eine Eins. Er schien in diesem Moment eine Zinnfigur zu sein, aber kein Mensch mehr. Sein Blick war starr auf das Kalenderblatt gerichtet, und er erinnerte sich daran, daß er das Blatt vom vorigen Tag nicht abgerissen hatte.

Dennoch zeigte der Kalender ein anderes Datum.

Frank Boysen schaute zu Boden. Dort, direkt an der Fußleiste, entdeckte er das Blatt vom vorherigen Tag. Es war vom Kalender abgerissen worden und nach unten geflattert.

Von allein?

Daran wollte er nicht glauben, aber er wußte, daß er diesen Tag als Mensch nicht mehr überleben würde. Wartete der Killer vielleicht schon im Haus?

Als Boysen sich bückte, fiel es ihm schwer, sich unter Kontrolle zu halten, denn er merkte genau, wie sehr er zitterte. Mit den Fingerspitzen hob er das herabgefallene Blatt auf, knüllte es zusammen und spürte plötzlich ein seltsames Knistern zwischen seinen Fingern.

Sofort öffnete er die Faust!

Das Blatt sah er nicht mehr. Dafür etwas anderes.

Schwarzer, ölig glänzender Ruß. Das Papier war in seiner Hand verbrannt, als er es zusammendrückte. Jetzt hielt er nur mehr die Reste fest.

Tief atmete er durch. Frank Boysen hatte das Zeichen genau verstanden. Schon seit Jahren wußte er, daß er an einem Freitag, dem 13., sterben sollte. Zahlreiche Freitage waren mit dieser Zahl ins Land gegangen, nichts hatte sich getan. Jedesmal war über Frank Boysen das große Zittern gekommen, und jetzt konnte er nicht mehr zurück. Es war soweit. Das Schicksal hatte ihn eingeholt. Daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Vielleicht wäre ein anderer in Panik ausgebrochen und hätte fluchtartig Wohnung und Haus verlassen. Nicht so Frank Boysen. Er blieb ruhig stehen und atmete zunächst tief durch, während er sich mit dem gekrümmten Zeigefinger seiner rechten Hand den Schweiß von der Stirn wischte. Auch fühlte er im Magen ein drückendes Gefühl. Es war keine gute Sache, zu wissen, daß man den Abend nicht erlebte. Dabei stellte er sich die Frage, wie man ihn wohl killen wollte.

Mit diesen Gedanken im Kopf näherte sich Boysen dem Fenster und warf einen Blick nach draußen.

Zwar schien die Sonne, doch auch sie schaffte es kaum, die »Hinterhof-Idylle« zu verschönern. Die grauen, schmutzigen Rückseiten der Häuser nahmen allen Gewächsen das Leben. Der Boden unten war staubig, und Pflastersteine gab es überhaupt nicht mehr. Die hatten den Jugendbanden aus der Gegend als Wurfgeschosse gedient.

Die Wäsche, die unten auf einer Leine hing, bewegte sich kaum, weil so gut wie kein Wind in das enge Geviert hineinwehte. Einige Kinder hielten sich auch im Hof auf, und gegenüber hockte auf einer vor der Hauswand stehenden alten Bank ein Mann. Boysen wußte, daß der Knabe arbeitslos war. Um sich überhaupt zu beschäftigen, schnitzte er.

Nichts Verdächtiges zu sehen. Dennoch spürte Boysen, daß etwas anders war als sonst.

Der Killer würde kommen!

Falls er nicht schon da war.

Frank Boysen wandte sich ab. Er hatte den Tag normal begonnen und wollte ihn auch normal fortführen. Sich nur nicht aus der Ruhe bringen lassen. Während der Drehung fiel sein Blick auf das Kalenderblatt mit der Zahl 13.

Dort tat sich etwas.

Die Zahl 13 glühte auf. Dies geschah in einem blutigen Rot, das einen Gedankensprung später schon wieder verschwunden war.

Der Kalender hing nach wie vor an der Wand. Allerdings ein wenig verändert, denn die Zahl 13 war verschwunden.

Frank Boysen senkte den Kopf. Für einen Moment starrte er auf seine

Fußspitzen, um danach mit einer deprimiert wirkende Geste seine Schultern zu heben.

Es hatte keinen Sinn, sich darüber zu wundern oder sich aufzuregen.

Das Schicksal hatte die Weichen gestellt, er konnte und er würde es auch nicht ändern.

Sein Todestag war angebrochen!

Einen fast abschiednehmenden Blick warf er noch auf den Sarg, bevor er den Raum verließ. Zur Wohnung zählte noch eine kleine Küche.

Auch sie enthielt kaum Mobiliar, nur eben das Nötigste, das der Mieter für seine geringen Ansprüche brauchte. Ein Tisch, zwei Stühle, eine Spüle, ein kleiner Kocher, ein Regal.

Das war’s schon.

Bevor er das Rollo hochzog, setzte er Wasser für seinen Kaffee auf.

Er trank Pulverkaffee. Es war am bequemsten und ging auch am schnellsten. Zwei gehäufte Löffel mit Kaffee kippte er in die Blechtasse, die er am Abend zuvor stets ausspülte.

Der Blick aus dem Küchenfenster war nicht besser. Er fiel auf eine triste Straße, durch die nur wenig Autos fuhren. Wer hier nicht wohnte, hatte kaum etwas in dieser Gegend verloren.

Das Wasser war schnell heiß. Frank Boysen stellte den Kocher ab, nahm den Napf und kippte das Wasser um. Dann setzte er sich an den Tisch, starrte auf die schmutzige Fensterscheibe und wußte die Tür in seinem Rücken. So wartete Frank Boysen auf den Mörder.

Kaffeeduft stieg in seine Nase und animierte ihn zum Trinken. Er genoß die braune Brühe in langsamen Schlucken. Gegessen hatte er zu dieser Zeit nie etwas. Erst gegen Mittag nahm er einen Sandwich zu sich. Dann wieder am Abend, bevor sein Dienst im Theater begann.

Wenn er nichts in seinem Beruf je gelernt hatte, doch warten, das konnte er. Als Requisiteur mußte er oft genug stundenlang hinter der Bühne hocken und auf das Zeichen lauern, damit er die entsprechenden Requisiten herausgab, die von den Akteuren benötigt wurden.

Langweilige Stunden waren dies, die sich Boysen zumeist mit der Lektüre irgendwelcher Magazine verkürzte. An diesem Tag hatte er keine Lust, irgend etwas zu lesen. Hätte man ihm die Tageszeitung gebracht, er hätte sie zur Seite gelegt.

Tagsüber war es nie still im Haus. Da er nicht als einziger Mieter in dem Gebäude lebte, sondern nur einer unter vielen war, blieb es nicht aus, daß im Treppenflur oft genug Geräusche aufklangen.

Schritte und Tritte, mal eine schimpfende schrille Frauenstimme oder das Husten eines Mannes. Das alles war normal.

Er vernahm auch nichts anderes, denn es wäre ihm aufgefallen, weil er die übrigen Geräusche kannte.

Bis zu dem Zeitpunkt, als er etwas anderes vernahm. Ein fremdes Geräusch, und es war auch nicht im Flur aufgeklungen, sondern viel näher.

In seiner Wohnung!

Der Mörder war da!

Frank Boysen hatte sich in der Gewalt. Er sprang nicht auf, um in wilder Angst davonzurennen, er blieb sitzen, hob seine Blechtasse an und leerte sie bis auf den letzten Rest.

Für ihn stand fest, daß es der letzte Schluck in seinem Leben gewesen war. Er würde nicht mehr dazu kommen, sich einen zweiten Kaffee zu brauen. Die Hände legte er flach zu beiden Seiten der Blechtasse auf den Tisch. Der Blick war starr auf die schmutzige Fensterscheibe gerichtet. Sie besaß einen Grauschimmer. Dennoch konnte er etwas erkennen, wenn er sehr genau hinschaute.

In der Scheibe spiegelte sich nämlich die sich hinter ihm befindende Tür. Bisher hatte sie sich nicht einmal durch einen Luftzug bewegt, was sich jetzt änderte.

Die Tür wurde aufgedrückt.

Zunächst bewegte sich die Klinke dem Boden zu. Nicht das geringste Geräusch entstand dabei, auch nicht, als der Griff den Druckpunkt überwunden hatte und der Besucher die Tür aufstoßen konnte.

Frank Boysen starrte in die Scheibe.

Er sah nichts Genaues, nur eine schattenhafte Gestalt. Ein Mann, größer als er, der auf Zehenspitzen das Zimmer betrat und etwas in der Hand hielt, das nach einem Dolch oder Messer aussah.

Frank Boysen ließ den anderen einen Schritt in das Zimmer treten, bevor er die Hand hob und in die Scheibe winkte. »Sei willkommen, mein alter Freund.«

Die Gestalt zögerte. Sie war von den Worten überrascht worden.

»Du hast mich also erwartet?«

»Ja. Die Anzeichen deuteten darauf hin.«

»Dann weißt du ja, daß du deinem Schicksal nicht entrinnen kannst. Heute ist Freitag, der 13. Der Mordtag.«

»Es ist mir bekannt.«

Jetzt schloß der andere die Tür. Sie fiel mit einem schnackenden Laut ins Schloß. »Und du hast keine Angst?« wurde Boysen gefragt.

»Wirklich keine Angst?«

»Wovor sollte ich mich fürchten?«

»Vor dem Tod.«

Da lachte Boysen gegen die Scheibe. »Nein, der Tod ist nicht das Ende, das weißt du doch.«

»Vielleicht irrst du dich.«

Boysen schüttelte den Kopf. »Rede nicht soviel um den heißen Brei herum. Tu es endlich!«

»Wie du willst!« Die Antwort klang endgültig, und der Killer ging noch einen Schritt vor, damit er die Distanz erreichte, die er genau brauchte.

Er hob den rechten Arm höher. Aus seiner Faust schaute etwas Längliches, Blitzendes hervor.

»Nun?« fragte Boysen.

Da jagte die Faust nach unten. Die Klinge bohrte sich tief in den Hals des am Tisch sitzenden Mannes, und der Killer, der dicht hinter seinem Opfer stand, vernahm weder einen Schrei, noch ein dumpfes Stöhnen, sondern ein trockenes Gelächter.

So war noch nie einer seiner Opfer in den Tod gegangen.

***

Ich trauerte.

Nicht um einen Freund oder lieben Verwandten, den ich beerdigt hatte, sondern um eine Waffe.

Es war der Dolch!

Ich besaß ihn nicht mehr. In einem haarsträubenden Abenteuer war er mir abgenommen worden und war irgendwo in der fernen Vergangenheit verschollen. In einem Land, das sich Babylon nannte.

Suko und ich hatten das Abenteuer heil überstanden, doch den Dolch war ich los. [1]

Dieser Fall hatte nicht nur mich lange beschäftigt, sondern auch den Geheimdienst, auf dessen Initiative eigentlich alles begonnen hatte, doch damit schlug sich mein Chef, Sir James Powell, herum.

Wobei ich ihm beide Daumen drückte, daß er alles in die Reihe bekam.

Die Karten waren momentan für uns nicht gut gemischt. Zwar wußten wir Myxin wieder auf unserer Seite, dafür jedoch besaß Jane Collins den Würfel des Unheils. Was sie damit alles anstellen konnte, daran wollte ich gar nicht denken.

Zum Glück existierte Wikka nicht mehr, aber Jane würde im Spiel der höllischen Kräfte ein gewisser Joker sein, damit mußte ich mich leider abfinden.

Während ich an meine verlorengegangene Waffe dachte, hatte ich Besuch bekommen. Es war Myxin, der Magier, der sich wieder einmal zeigte. Er hatte sich im Gegensatz zu der Zeit, als er auf der anderen Seite stand, sehr verändert, und wenn er mich besuchte, tat er dies nie ohne einen triftigen Grund.

Ich konnte ihm wieder voll vertrauen und hatte deshalb auch kein Blatt vor den Mund genommen. Myxin wußte, was uns widerfahren war, hatte stumm zugehört und versucht, mir Trost zuzusprechen.

»Das renkt sich schon wieder ein.«

»Aber heute nicht«, sagte ich.

»Wieso!«

Mit dem Daumen deutete ich auf den Kalender. »Wir haben Freitag, den 13., mein Lieber.«

Erstaunt schaute mich Myxin an. »Was hat das denn mit uns oder mir zu tun?«

»Kennst du die Geschichten nicht, die man sich über einen Tag wie den heutigen erzählt?«

»Nein.« Er lächelte. »Kläre mich bitte auf!«

Ich winkte ab und rollte gleichzeitig mit dem Stuhl ein Stück zurück, so daß ich die Beine auf meine Schreibtischplatte legen konnte.

»Es hat keinen Sinn, dir das alles zu sagen. Es würde möglicherweise Stunden dauern. Nur soviel. Der heutige Tag ist für viele ein Pechtag.«

»Aberglaube.«

»Sage ich auch. Nur mach das mal den anderen klar, die daran glauben. Glenda Perkins zum Beispiel…«

Ich hörte den Schrei aus dem Vorzimmer. Danach einen wütenden Fluch und jagte von meinem Sitz hoch. Kaum hatte ich die Tür aufgerissen, als ich die Bescherung sah.

Glenda Perkins hatte es geschafft und die Kanne mit Kaffee umgekippt. Die braune Brühe rahmte die Kaffeemaschine ein und war auch zu Boden geklatscht.

Glenda hatte mich nicht gesehen. Daß sie so schimpfen konnte, hätte ich nicht von ihr erwartet. »Scheiß Freitag, der 13. Mist, auch. Ich verfluche diesen Tag…«

Erst mein leises Lachen ließ sie verstummen.

Wie eine Furie wirbelte sie herum und funkelte mich wütend an.

»Da mußt du auch noch lachen, wie? Von dir hatte ich nichts anderes erwartet.«

»Es war deine Schuld.«

»Nein, mein Lieber. Schau mal auf den Kalender.«

»Das ist doch Quatsch.«

Glenda schüttelte entschieden den Kopf. Ihre schwarzen Locken flogen dabei. Zornesröte stieg in ihr Gesicht, und sie war regelrecht entrüstet. »Das Datum, John. Es ist das Datum, verstehst du mich? Nur das Datum. Etwas anderes sage ich dazu nicht.«

Ich winkte ab. »Myxin wollte wissen, was es mit dem komischen Datum auf sich hat. Ich werde ihn dir schicken.« Mit diesen Worten drehte ich mich um und schrie im selben Augenblick auf, weil ich mit der Stirn gegen den Türpfosten geschlagen war. Für einen Moment sah ich Sterne und hörte hinter mir das perlende Lachen, wie es nur jemand ausstoßen konnte, der schadenfroh war. Ich drehte mich noch einmal um und hielt dabei meine Stirn.

»Wie war das noch?« fragte Glenda. »Meine Schuld – deine Schuld. Glaubst du daran noch immer?«

»Ja.«
»Dann kann ich dir nicht helfen.«
»Doch, du kannst mir helfen.«
»Und wie?«
»Mach neuen Kaffee!«
»Nein«, erklärte Glenda mit fester Stimme. »Und wenn du auf den Knien angerutscht kommst. Heute koche ich keinen Kaffee mehr. Hast du verstanden? Keinen!«
»Was soll ich denn dann trinken?« fragte ich ein wenig kleinlaut.
»Ich gehe gern zum Automaten und hole dir einen Becher.«
»Danke, ich habe verstanden. Ich wußte ja nicht, daß du mich vergiften willst.«
»An einem Datum wie dem heutigen ist alles möglich, mein lieber John. Darauf mußt du dich einstellen.«
»Ich fürchte auch«, erwiderte ich und betrat diesmal vorsichtiger mein Büro. »Dabei hat der Tag eigentlich erst angefangen.«
»Wirst du jetzt auch abergläubisch?« fragte Myxin mich, als ich wieder auf meinem Stuhl saß.
»Nein.«
»Dann ist es gut.«
Ich hob die Schultern. »Manchmal häufen sich schon die Zufälle. Doch um dir das anzuhören, bist du sicherlich nicht gekommen. Wo drückt denn der Schuh.«
»Im Augenblick noch nicht, aber es könnte eine Druckstelle geben.«
»Sprich dich aus.«
Myxin senkte den Blick. »Wie gesagt, einen konkreten Verdacht habe ich nicht, mein Besuch hängt möglicherweise mit den flammenden Steinen zusammen und der…«
Ich sprang darauf an. »Was ist mit den Steinen? Sind sie vielleicht…?«
»Nein, nein, John«, beruhigte mich Myxin. »Es ist soweit alles in Ordnung.«
»Auch mit Arkonada?«
Myxin lächelte. »Der ist tot. Oder besser gesagt, vernichtet. So nennt man es doch bei Dämonen.«
»Im Prinzip ja«, gab ich zu und dachte an die Öligen Schatten, in die sich Arkonada aufgelöst hatte, als wir gegen ihn kämpften. Doch bei Schwarzblütlern war ich mir da nie so sicher. Die hatten auch nach ihrem Tod noch einen Trumpf in der Hinterhand. Bei ihnen mußte man stets mit dem Schlimmsten rechnen.
Myxin wurde mit seinen nächsten Sätzen konkreter. »Auch nicht Arkonada, John. Damit du beruhigt bist. Eine andere Sache.«
»Welche?« Ich war jetzt ungeduldig geworden.
»Ich sage nur: sieben Dolche!«

Besonders die beiden letzten Worte hatten es in sich. Ich hockte auf dem Stuhl und reagierte erst überhaupt nicht. Myxin hatte, als er die Dolche erwähnte, ein brandheißes Thema angeschnitten. Diese Dolche hatten einmal Mandra Korab gehört, meinem indischen Freund. Es waren besondere Waffen, denn Mandra konnte sie gegen Dämonen einsetzen, wie ich meinen Silberdolch, den ich leider nicht mehr besaß.

Auch Mandra besaß seine Dolche nicht mehr. Man hatte sie ihm geraubt. [2] Dahinter steckte Luzifer, der Höllenherrscher und gewissermaßen der Chef des mir bekannten Asmodis. Er hatte sich der Waffen angenommen und sie irgendwohin geschleudert. Mandra Korab, Suko und ich hatten uns auf eine verzweifelte Suche nach den Dolchen begeben. Wir waren ihnen auch auf die Spur gekommen, und die Suche hatte uns fast um die halbe Welt geführt. Wir fanden einige von ihnen.

Leider waren es nur vier gewesen, die restlichen drei blieben verschwunden.

Mein Freund Mandra war ziemlich deprimiert wieder nach Indien zurückgereist, da Suko und ich auch von anderen Fällen in Beschlag genommen wurden.

Die drei Dolche aber blieben verschwunden.

Ich hatte zweimal mit Mandra telefoniert. Auch ihm war es nicht gelungen, sich auf die Spur der restlichen Waffen zu setzen, trotz seiner großen Bemühungen.

Und jetzt ruckte Myxin damit raus!

»Und wo hast du ihn gesehen?«

Myxin korrigierte mich. »Ich sah den Dolch nicht an einem bestimmten Platz.«

»Das verstehe ich nicht.«

»John, denk an die Totenmaske aus Atlantis.«

Das war eine Antwort, auch wenn ich sie noch immer nicht fassen konnte. Die Totenmaske aus Atlantis gehörte zu den Waffen, die Myxin gestärkt hatten. Sie war, soviel wußte ich immerhin, ungemein stark.

Durch sie konnte Myxin in die Vergangenheit schauen. Er sah gewisse Dinge, die einem normalen Menschen verborgen blieben. Ich fragte weiter. »Dann hast du die Maske aufgesetzt?«

»Ja, das ist klar.«

»Und was hast du gesehen?«

»Nicht viel, John. Ich schaute in die Vergangenheit. Das Bild war nicht klar, eine starke Magie beeinflußte es, aber ich konnte immerhin den Dolch erkennen.«

»Wo?«

»Leider war es mir nicht möglich, die Zeit zu bestimmen. Doch der

Dolch muß irgend etwas mit einer Vergangenheit zu tun gehabt haben, die nicht einmal lange zurückliegt.«

»Kannst du Jahre nennen?«

»Vielleicht zehn.«

»Und wie kommst du gerade auf diese Zahl?«

»Weil ich dort eine Gestalt sah, die darauf gierte, den Dolch in die Hand zu bekommen.«

Ich verzog die Lippen. »Das ist natürlich wenig, wie du ehrlich zugeben mußt. Kannst du dich genauer ausdrücken? Wie hat die Gestalt ausgesehen? Wer war sie?«

»Ein Mörder und ein Mensch.«

Ich kniff leicht die Augen zusammen. »Du sprichst von einem völlig normalen Killer?«

»So ist es.«

»Und du weißt nicht, wer es war?«

»Seinen Namen kenne ich nicht. Ich kann ihn dir wohl beschreiben. Er war groß, kräftig, muskulös. Ein sehr gewalttätiger Mensch, der schon gemordet hat. Ich spürte auch keine Gefühle, die von ihm ausgingen. Er war einfach kalt.«

Ich nickte. »Verstehe. Jetzt wäre die Reihe an mir, diesen Mann zu finden.«

»So sehe ich es.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und drehte mich um, als Glenda das Büro betrat. Sie balancierte eine Tasse Kaffee auf dem Tablett.

Ihr Blick glitt an mir vorbei. Wortlos stellte sie mir die Tasse auf den Schreibtisch.

»Aus dem Automaten?« fragte ich, als sie hinausging.

»Nein.«

»Ich danke dir.«

Da hatte Glenda die Tür bereits geschlossen. Sie konnte es also doch nicht übers Herz bringen, mich »dürsten« zu lassen. Ich trank den Kaffee, und er war gut wie immer.

»Ja, John Sinclair, du müßtest diesen Mann finden«, gab mir Myxin recht. »Er hat mit dem Dolch zu tun.«

»Was ich wiederum nicht verstehe.«

»Da kann ich dir auch nicht helfen.«

»Hast du wirklich keinen anderen Hinweis?« erkundigte ich mich.

»Versuche es, Myxin, denke nach.«

»Es ist schwer, John.«

»Das weiß ich. Wenn dieser Mann für dämonische Zwecke eingespannt worden ist, muß er irgendwann einmal etwas mit Schwarzblütlern zu tun gehabt haben.«

Myxin ahnte, auf wen ich hinauswollte. Er sagte schnell: »Der Mafioso Costello war es nicht.«

»Schade, ich hatte gedacht, es so leicht zu haben.«
»Möglicherweise hängt er mit drin. Es muß ein Mensch gewesen sein, der der Polizei schon einmal ins Netz ging. Dabei bin ich mir nicht sicher, ob der oder einem anderen.«
»Ein Massenmörder?«
»Kann sein.«
»Der wieder auf freiem Fuß ist?«
»Weiß ich auch nicht.«
»Aber er hatte den Dolch, der eigentlich Mandra Korab gehört. Oder sehe ich das falsch?«
»Nein, das ist es nicht.« Myxin lächelte. »Ich bekenne mich zur Magie. Du kannst dich ebenfalls zu ihr bekennen, aber gleichzeitig zur Technik, wenn du verstehst. Was habt ihr noch für schöne Geräte, die fast alles wissen?«
»Computer.«
»Ja, so nennt man sie wohl. Setze sie ein. Füttere sie mit Informationen…«
»Moment«, unterbrach ich ihn und winkte ab. »So einfach geht das nicht, mein Lieber. Computer sind zwar keine Menschen, aber sie brauchen mehr Angaben, um entsprechende Informationen ausspucken zu können.«
»Ich habe dir alles gesagt. Jetzt bist du an der Reihe, John. Und beeile dich, die Zeit drängt.«
»Eine Frage noch, Myxin. Hat der Mörder schon wieder zugeschlagen? Ist er bereits aktiv geworden?«
»Ja.«
»Und wo?«
Der kleine Magier hob die Schultern. »Da bin ich leider überfragt. Er hat zugeschlagen, obwohl er es eigentlich nicht konnte. Das wollte ich dir noch mitteilen.«
»Weil er im Knast sitzt?«
Myxin bewegte sich auf die Tür zu. »Es ist möglich. Ich jedenfalls werde auch die Augen offenhalten und dich benachrichtigen, sobald ich etwas Näheres weiß.« Er sagte die Worte und ging.
Ich wußte, daß es keinen Sinn hatte, ihn aufzuhalten. Myxin war ein sehr eigenwilliges Wesen, das genau den Weg ging, den es für richtig hielt. Und dabei ließ er sich auch von keinem aufhalten und dazwischenreden. So war er schon immer, so würde er auch bleiben, davon war ich fest überzeugt. Ich leerte meine Tasse und hatte sie kaum zurückgestellt, als Glenda erschien. Sie war blaß geworden.
»Ist dir wieder etwas eingefallen?« fragte ich.
»Nein, aber Myxin…«
»Was ist mit ihm?«
»Er war plötzlich weg. Einfach verschwunden.«

Ich lächelte. »Nun ja, es ist seine Art, sich auf seltsame Weise zu verabschieden. Das darfst du nicht tragisch nehmen. Außerdem gewöhnt man sich daran.«

»Du hast gut reden«, erwiderte Glenda und wollte in ihrem Büro verschwinden. »Wann kommt Suko eigentlich?« rief ich ihr nach.

»Hat er irgend etwas gesagt?«

»Nein, er wollte nur zu einem Amt.«

»Schon gut.«

Glenda ging wieder, und ich blieb allein im Büro zurück. Natürlich dachte ich über Myxins Worte nach. Sie waren sehr rätselhaft gewesen.

Für mich zur Hälfte unverständlich. Was konnte ein Wesen wie ihn bewegen haben, sich so intensiv um eine Sache zu kümmern, über die er nicht viel wußte. Da gab es eigentlich nur eine Lösung.

Myxin sah eine gewisse Gefahr auf uns zukommen.

Eine Gefahr, die von einem Mörder ausging!

Nur – von welchem?

Ein paar Minuten später kam Suko, schälte sich aus seiner Jacke, grüßte und ließ sich auf den zweiten Stuhl fallen. »Alles erledigt«, sagte er und kam sofort zum Thema. »Glenda berichtete mir, daß du Besuch gehabt hast.«

»Myxin war hier.«

»Und?« Suko schaute mich gespannt an. Schließlich wußte auch er, wie es um Myxin bestellt war. Wenn der kleine Magier so plötzlich erschien, tat er das nicht ohne triftigen Grund.

Ich berichtete meinem Freund und Kollegen von den Dingen, die ich erfahren hatte.

»Das ist herzlich wenig«, sagte der Chinese.

»Der Meinung bin ich auch.«

»Und du hast keinen Verdacht?«

»Nein.«

Suko knetete sein Kinn. »Das ist seltsam«, murmelte er. »Sehr seltsam. Und ausgerechnet heute.«

»Wieso?«

Anstatt mir eine Antwort zu geben, stand er auf und holte aus der Innentasche seiner Jacke eine zusammengefaltete Zeitung hervor. Es war ein Massenblatt. »Ich las sie, als ich warten mußte. Besonders den ersten Artikel.«

»Was ist damit?«

»Lies selbst, John.«

Ich faltete die Zeitung auf. Die politischen Tagesereignisse waren von einem reißerischen Artikel verdrängt worden, der in fetten Lettern auf der ersten Seite stand.

Freitag – Mordtag. Dann folgte der Bericht. Der Reporter erinnerte an

ein schauriges Jubiläum. Es war auf den Tag zehn Jahre her, daß der Freitags-Mörder gefaßt worden war. Ein Killer, der immer am Freitag, dem 13. tötete.

Ich überflog den Artikel, in dem der Schreiber noch einmal auf die Einzelheiten der Morde einging. Als ich die Zeitung sinken ließ, sagte ich: »Na und? Was ist damit?«

»Könnte das nicht der Gewalttäter sein, den Myxin gemeint hat? Der Freitags-Killer arbeitete auch mit dem Messer. Er stieß die Klinge jedesmal in den Nacken eines Menschen.«

Erst jetzt begriff ich. Manchmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht. In diesem Fall hatte mir auch der Durchblick gefehlt.

»Verdammt, Suko, du kannst recht haben.«

»Wie immer.«

»Hör auf, Mann! Aber ich habe damals mit diesem Fall nichts zu tun gehabt, das weiß ich genau. Außerdem warst du noch nicht in London.«

»Stimmt, das war kurz zuvor. Aber Bill Conolly.«

Ich schlug auf den Schreibtisch. »Richtig. Dein Gedächtnis hat dich nicht im Stich gelassen. Bill war tatsächlich da, und er hatte auch über den Killer geschrieben.« Ich schüttelte den Kopf. »Woher weißt du das alles?«

»Wir sprachen einmal darüber.«

»Ich bewundere dein Erinnerungsvermögen.«

Suko winkte ab. »Das macht nichts. Im Gegensatz zu dir bin ich im Training.«

»Dann kannst du mir ja sagen, wie es weitergehen soll.«

»Das werde ich auch. Der Kerl muß doch noch sitzen, wenn alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Fahren wir in das Zuchthaus und sehen ihn uns mal an.«

»Einverstanden.« Ich schielte auf das Telefon und überlegte, ob ich uns anmelden sollte. Ich ließ es bleiben. Die überraschenden Besuche waren immer die besten.

Wo dieser Killer einsaß, war sehr leicht herauszufinden.

Möglicherweise liefen wir auch einer falschen Spur nach. Wer konnte das schon wissen. Immerhin war es besser, ihr nachzulaufen, als überhaupt nichts zu tun. Myxins Worte hatten mich doch ziemlich aufgeschreckt.

***

Er hatte den Dolch tief in den Nacken gestoßen. Bei der Tat hatten seine Augen geleuchtet, doch als er das Lachen vernahm, breitete sich Schrecken in seinem Blick aus, und er zuckte zurück, wobei er die Waffe im Hals steckenließ.

Der Killer fürchtete sich plötzlich. Er hatte einige Morde auf sein

Gewissen geladen, aber nie hatten die Opfer so reagiert wie dieser Mensch hier. Sie alle hatten eine schreckliche Angst gehabt und bis kurz vor ihrem Tode noch um Gnade gefleht, die der Mörder nie kannte. Er wollte töten, er hatte es gebraucht.

Und jetzt dieses Lachen.

Die Pranken zitterten. Als Hände konnte man diese Schaufeln schon nicht mehr bezeichnen. Ihm wurde plötzlich klar, daß er eine Figur in einem Spiel war, das er keinesfalls durchschaute. Man hatte ihn benutzt und ihm einiges versprochen, wovon ein Teil schon gehalten worden war, denn er befand sich in Freiheit.

Und er hatte getötet!

Noch immer starrte er auf die Leiche. Der Oberkörper des Toten war nach vorn gesunken. Sein Kopf hatte die Bewegung ebenfalls mitgemacht, so daß die Stirn jetzt auf der Tischplatte lag. Die Arme baumelten an beiden Seiten des Körpers herab, und aus dem Nacken ragte der Griff. Es war eine seltsame Waffe, die ihm da in die Hand gespielt worden war. Als er sie zum erstenmal hielt, hatte er das Gefühl bekommen, als würde Leben in ihr stecken.

Die Klingen bestanden aus Stahl, aber sie glänzten nicht, wie es bei normalen Messern der Fall war. Die Farbe konnte man als schwarz bezeichnen. Tiefschwarz, wie eine Welt ohne Licht. Anders der Griff.

Er leuchtete rot, und in seinem Innern bewegte sich etwas. Es erinnerte den Mörder an geronnenes Blut, hatte auch Schlieren gebildet, die nie ruhig bleiben konnten. Diese Waffe also hatte ihm geholfen, in die Freiheit zu gelangen. Begreifen konnte er es noch immer nicht, und er schluckte ein paarmal, um das würgende Gefühl aus seiner Kehle zu bekommen.

Der Kloß ließ sich einfach nicht vertreiben. Er hing auf halbem Weg zwischen Kehle und Magen fest. Dort hatte er einen festen Klumpen gebildet.

Der Mörder bezeichnete sich selbst als abgebrüht, als Mann ohne Nerven, der bei seinen Opfern kein Erbarmen gekannt hatte. Als Freitags-Killer war er in die Kriminalgeschichte des Landes eingegangen, und auch der inzwischen zehnjährige Aufenthalt im Zuchthaus hatte daran nichts geändert. Er wollte weitertöten, er würde weitertöten, wenn man ihm die Gelegenheit dazu gab.

Wie jetzt!

Aber so etwas war ihm noch nie passiert, und zum erstenmal spürte er Furcht. Er war kein schlauer Mensch, sein Intelligenzquotient lag weit unter dem Durchschnitt, dennoch ahnte er, daß er sich auf eine Sache eingelassen hatte, die unter Umständen einige Nummern zu groß für ihn geworden war. Denn was er bei seinem Opfer erlebt hatte, war nicht normal.

Tief atmete er durch. Am liebsten hätte er die Küche fluchtartig

verlassen, doch er dachte an seinen Auftrag. Er mußte sein Opfer noch wegschaffen.

Zögernd ging er vor, bis er dicht hinter dem Stuhl stand, auf dem der Tote noch immer lag. Langsam streckte er seine Hand aus. Die dicken Killerfinger zitterten, als sie sich der im Hals des Mannes steckenden Waffe näherten. Mit einem Ruck wollte er den Dolch aus dem Nacken des Opfers ziehen, wie er es früher immer getan hatte.

Doch kaum berührte seine Hand die Waffe, als ihn der Schlag erwischte.

Der Mörder begann zu schreien. Er war zurückgezuckt, hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt, den Mund weit aufgerissen und brüllte wie am Spieß. Er konnte sich einfach nicht mehr halten. Da hatte ihn eine Kraft getroffen, für die er keine Erklärung besaß. Bis zur Wand torkelte er, fiel dagegen und erholte sich nur langsam. Als er auf seine rechte Hand schaute, bekam er den nächsten Schreck.

Die Haut auf der Hand war dunkler geworden. Hielt er beide nebeneinander, so war dies sehr deutlich zu sehen.

Mit der Linken wischte er sich über die Stirn. Ihm war überhaupt nichts mehr klar. Er kam sich vor wie die Maus in der Falle und sehnte sich in diesem Augenblick nach seiner Zelle. Dort kannte er alles, da überraschte man ihn nicht mit Dingen, wie er sie hier erleben mußte.

Dennoch blieb er.

Man hatte ihm einen Auftrag gegeben, und den wollte er durchführen.

Koste es, was es wolle.

Dennoch verspürte er Angst, als er auf den Toten zuging. Dicht dahinter blieb er stehen, streckte seinen Arm aus und war darauf gefaßt, wieder diesen Schlag zu bekommen.

Das geschah nicht. Der Killer konnte seine Hände unter die Achseln der Leiche legen und sie von der Stuhlfläche anheben.

Dabei bewegte er sie zu heftig, denn der Stuhl kippte um. Die Beine der Leiche schlugen wie zwei Pendel gegen die Kante der Sitzfläche, das war dem Mörder egal. Um so etwas brauchte er sich nicht zu kümmern.

Der Mörder bückte und drehte sich dabei so stark, daß er den Toten auf seine Schulter wuchten konnte. So verließ er die kleine Küche. Er mußte zurück in den Schlafraum seines Opfers, denn dort sollte der letzte Teil des Dramas erfolgen.

Mit dem Fuß drückte er die Schlafzimmertür nach innen. Die Helligkeit störte ihn ein wenig, aber es war zum Glück niemand da, der ihn hätte sehen können.

Vor dem Sarg blieb er stehen. Er überlegte, ob er den Toten einfach hineinwerfen sollte, das wollte er aber nicht. Irgendwie fürchtete er sich davor, so bückte er sich, ließ die Leiche von seiner Schulter rollen

und fing sie mit den halbausgestreckten Armen auf, so daß sie dort liegenblieb. Einen Moment zögerte er noch, schaute den Toten an und erlebte den zweiten Schock innerhalb kurzer Zeit.

Er konnte die Leiche nicht mehr halten. Sie rutschte von seinen Armen und fiel genau in den Sarg.

Die Totenkiste erzitterte unter dem Druck. Fast wäre sie noch gekippt.

Das wäre dem Mörder auch egal gewesen. Er hatte nur Augen für das Gesicht des Toten.

So etwas war ihm noch nie untergekommen.

Die Haare hatten die gleiche grauweiße Farbe behalten. Im Gegensatz zur Haut.

Sie erstrahlte in einem giftigen Grün!

Zuerst dachte der Täter an einen Traum. Einbildung vielleicht, denn das hatte er noch nie erlebt. Da tötete er einen Menschen, und dessen Haut verfärbte sich nach dem Ableben innerhalb von Minuten. Es war unwahrscheinlich, unmöglich. So schnell konnte sich ein toter Mensch nicht verändern.

Bei dem Wort Mensch hakte etwas im Gedankenapparat des Mannes.

Er wollte mit einemmal nicht mehr glauben, daß ein Mensch vor ihm lag. Nein, das war kein Mensch, sondern ein anderes Wesen, das nur so aussah. Ein Körper, Arme und zwei Beine, dies alles deutete zwar auf einen Menschen hin, doch man konnte sich auch täuschen. Dieser Typ war ein Monstrum, das nur menschliche Züge angenommen hatte.

Und der Dolch steckte noch immer im Hals. Durch den Druck war er noch tiefer hineingetrieben worden, so daß der Killer an der Vorderseite einen roten Punkt entdeckte.

Die Spitze der Waffe, die wieder hervortrat.

An Blut konnte und wollte er nicht glauben, denn auch bei der Tat selbst hatte er keinen Tropfen Blut gesehen. Diese Person besaß wahrscheinlich gar keines.

Er knetete seine Wangen. Die Zähne klapperten aufeinander, so groß war die Furcht geworden. Instinktiv erfaßte der Killer die Tatsache, daß er es hier mit Dingen zu tun hatte, für die er keine Erklärung finden konnte. In dem Spiel mischten unbegreifliche Kräfte mit, die ihn nur als Werkzeug ausgesucht hatten.

Er stand vor dem Sarg, während ein Schauer nach dem anderen über seinen Rücken jagte und sich die Gänsehaut auch auf sein Gesicht legte.

Den Mund wollte er geschlossen halten, was ihm nicht gelang, denn ein heiseres Stöhnen drang über seine Lippen. Er begriff es einfach nicht.

Das war alles zu hoch für ihn.

Der Mörder öffnete und schloß die Fäuste. Dabei räusperte er sich die

Kehle frei und sprach die Leiche an, ohne es eigentlich zu wollen.

»Wer… wer bist du, verdammt?«

Nie im Leben hätte er mit einer Antwort gerechnet. Daß er sie trotzdem bekam, erschreckte ihn zutiefst.

»Ich komme aus einer anderen, fernen Welt!« hörte er die dumpfe Stimme der Leiche. »Du hast getan, was getan werden mußte. Du wirst den Befehlen der anderen folgen. Wir haben dich ausgesucht. Du wirst…«

»Neiinnnn!« Der Killer begann zu schreien, bis er die Hände vor sein Gesicht schlug. Durch die gespreizten Finger schaute er schräg nach unten in den offenen Sarg, wo die sprechende Leiche auf dem Rücken lag und sogar mit den Augen blinzelte.

Er sah die Pupillen.

Sie leuchteten ebenfalls in diesem schockartigen Grün, und seine Furcht steigerte sich noch mehr. Im Zuchthaus hatte er sich auf die Gegebenheiten einstellen können, da kannte er die Wärter, wußte, wo ihre Stärken und Schwächen lagen, doch hier hatte er es mit Kräften zu tun, die er nicht überblicken und kontrollieren konnte.

Das waren Mächte einer anderen Welt, die mit dem Tod spielten und ihn manipulierten.

Welch ein Horror!

Zum erstenmal in seinem Leben empfand der Killer Angst. Und er wußte, daß dieses Spiel noch nicht beendet war, denn der Tote bewegte sich. Sehr deutlich sah er dessen Gesicht, in dem die Haut sich nicht nur farblich verändert hatte, sondern auch von ihrer Struktur her. Sie war einfach dicker geworden und schob sich wie kleine Plättchen übereinander. Das war für ihn auch ein Rätsel.

So konnte einfach kein Mensch aussehen, das mußte ein Monstrum sein. Vielleicht sogar aus dem Weltall. Früher hatte man immer von den grünen Männchen gesprochen. So etwas schien es tatsächlich zu geben, wie an dieser Leiche zu erkennen war.

Der »Tote« richtete sich auf. Dies geschah mit einer geschmeidigen Bewegung. Überhaupt nicht abgehackt, wie der Killer es aus Filmen kannte, die hin und wieder liefen. Der Grüne schien nicht tot zu sein.

Der Dolch steckte noch immer in seinem Hals. Es schien dem anderen unangenehm zu sein, denn Frank Boysen reckte sich, faßte über seine Schulter und zog die Waffe hervor. Er hielt sie in der Hand und lächelte den Killer an.

Der schüttelte den Kopf. Er lachte sogar dabei, doch es war ein unechtes Lachen, mehr aus der Angst geboren.

»Es ist noch nicht beendet«, flüsterte Boysen. »Nein, es fängt erst an. Und du, Killer, wirst mitspielen. Hast du verstanden?«

Der Freitags-Mörder nickte. Er sah noch, wie die Gestalt aufleuchtete und dabei der Sarg in einem seltsam grünen Licht erstrahlte.

Danach war alles anders…

***

Das Zuchthaus lag auf dem Land!

Wir fuhren in einen wunderschönen Frühlingstag hinein, und der Himmel zeigte eine klare Bläue.

Irgendwann fiel mir etwas ein. Ich fragte Suko danach. »Hör mal, wie heißt der Typ eigentlich?«

»Moment.« Mein Freund überlegte, während ich mich auf das Fahren konzentrierte. Viel war nicht los, deshalb fielen mir besonders die zahlreichen Streifenwagen auf, die patrouillierten. Da mußte irgend etwas geschehen sein, das so gar nicht in die frühlingshafte Ruhe hineinpassen wollte. Zur linken Seite hin lagen Felder. Das Korn wuchs bereits, doch über den Halmen sah ich hin und wieder das Dach eines der Streifenwagen, die durch die Gegend fuhren.

Ich machte Suko darauf aufmerksam.

»Ist mir auch schon aufgefallen. Ich kann dir keinen Grund nennen. Schalt mal auf die Polizeifrequenz.«

Das tat ich auch. Verstehen konnten wir trotzdem nichts, denn die Beamten nutzten zur Verständigung einen Zerhacker. Das war natürlich Pech. Mich beunruhigten die Wagen, und ich behielt sie auch im Auge.

»Der Killer hieß Zack Yvon!« sagte Suko plötzlich.

Ich nickte.

»Wir hätten uns eigentlich mit Bill Conolly in Verbindung setzen sollen«, meinte Suko. »Wenn jemand Bescheid weiß, ist er es.«

»Das machen wir nach unserem Besuch.«

»Meinetwegen.«

Ich wollte nicht schon jetzt die Pferde scheu machen. Sollte sich alles als Finte herausstellen, waren wir die Blamierten und konnten zusehen, wo wir blieben. Lieber zunächst vorsichtig sein, als voll in die Sache hineinzugehen.

Wir durchquerten einen kleinen Ort, zu dem das Zuchthaus gemeindemäßig zählte. Die Straße wurde enger, wir fuhren langsamer und sahen auch in der Ortschaft einen Polizeiwagen. Die Insassen schauten unserem Bentley skeptisch nach, als wir vorbeirauschten.

Am Ausgang des Dorfes kamen wir nicht mehr weiter. Dort stand ein Wagen quer auf der Fahrbahn und versperrte den Weg. Ein uniformierter Kollege winkte mit der Kelle.

Ich ging vom Gas und ließ den Bentley allmählich ausrollen. Dicht vor den Fußspitzen des Mannes stoppte ich.

Der Polizist schlenderte herbei, während ich die rechte Seitenscheibe nach unten fahren ließ.

»Darf ich Ihre Papiere sehen, Sir?« fragte mich der Mann.

»Gern, aber was ist geschehen?«
»Bitte, die Papiere!«
Der Mann wollte nicht mit der Sprache heraus. Ich zückte meine Brieftasche, holte aber keinen Führerschein hervor, sondern den Sonderausweis, mit dem ich ausgestattet bin. Als der Polizist ihn las, lief er leicht rot an, nickte und salutierte.
»Sie möchten zum Zuchthaus, Sir?«
»Ja, aber was ist geschehen?«
Der Beamte fühlte sich wohl auf den Arm genommen, wenn ich seinen Gesichtsausdruck richtig deutete. »Sie… Sie wissen es nicht, Sir?«
»Nein!«
»Aber weshalb…?«
»Sagen Sie es uns«, unterbrach Suko die Rede des Mannes. »Wir haben nicht viel Zeit.«
»Am Morgen ist ein Gefangener verschwunden, Sir. Ausgebrochen.«
Suko und ich tauschten einen Blick. »Meinen Sie Zack Yvon?« tippte ich.
»Genau, Sir!«
Diesmal wurde der Blick länger, den Suko und ich wechselten.
Das war ein Hammer, mit dieser Nachricht hätten wir nicht gerechnet. Der Killer war also frei.
Dann viel Spaß! dachte ich.
»Können Sie Näheres sagen?« fragte Suko. »Wie ist es passiert, wie waren die Umstände?«
Der Beamte legte sein Gesicht in bedauernde Falten. »Da kann ich Ihnen nicht helfen, Sir. Sie müßten sich schon mit dem Zuchthausdirektor, Mr. Janssen, in Verbindung setzen.«
»Danke, das werden wir.«
Ich konnte fahren und lancierte den Bentley an dem Streifenwagen vorbei, der ein Stück zur Seite gerollt war.
Suko schüttelte den Kopf. »Also damit hätte ich wirklich nicht gerechnet«, kommentierte er das Gehörte.
»Die Spur scheint heiß zu sein.«
»Und wird bestimmt noch heißer.«
Wir sahen die ersten Hinweisschilder, die den direkten Weg zum Zuchthaus markierten.
Schon bald tauchte das Gebäude aus dem Grün der Landschaft auf.
Auch im Frühling sah der Kasten abweisend und grau aus. Ich mochte keine Zuchthäuser. Zwar bekam ich keine Gänsehaut, wenn ich sie sah, doch ein unangenehmes Gefühl war immer vorhanden.
Vielleicht kam es daher, weil ich schon in einem Zuchthaus gesessen hatte. Freiwillig versteht sich. Sogar Dartmoor kannte ich von innen.
Die Straße wurde breiter und lief in die Zufahrt aus, die vor einer

hohen Mauer endete. Ich sah Stacheldraht auf ihrem Rand, Wachttürme und auch eine elektronische Überwachungsanlage. Auf dem ersten Blick wirkte der Komplex ausbruchsicher. Dennoch hatte es Zack Yvon geschafft, von hier zu verschwinden. Wir würden erfahren, wie es dazu gekommen war. Den Bentley stellte ich dort ab, wo auch andere Wagen parkten. Dann stieg ich aus. Suko schlug die Beifahrertür zu, und wir gingen dorthin, wo sich neben dem geschlossenen Haupttor ein wesentlich kleineres befand, durch das die Gefangenen schritten, die in die Freiheit entlassen wurden.

Das Tor war verschlossen. Wir sahen eine Klingel, schellten, und hörten eine fragende Stimme.

Wir nannten unsere Namen und Berufsbezeichnungen.

»Bitte halten Sie Ihre Ausweise gegen die Kamera.«

So ein Ding hatten sie also auch. Ich sah das elektronische Auge in der Mauer. Wir kamen der Aufforderung nach, es dauerte ein wenig, dann wurde geöffnet.

Schon standen wir auf dem Hof und sahen auch die drei Rückseiten der im offenen Karree stehenden Gebäude. Graues Mauerwerk, vergitterte Fenster, bleiche Gesichter, die sich von innen gegen die Stäbe preßten und auf die im Hof parkenden Limousinen schauten.

Es gab auch so etwas wie eine Portierloge. Sie steuerten wir an.

Vier Männer hielten sich dort auf. Drei von ihnen trugen Uniformen, der vierte schaute uns fragend an.

Ich mußte nach unten sehen, denn der Knabe mit der dunklen Hornbrille auf dem Nasenrücken war kleiner als wir.

»Wir möchten gern zu Mr. Janssen.«

»Das bin ich.«

»Fantastisch, dann sind wir ja richtig.« Ich reichte ihm die Hand und stellte mich dabei noch einmal vor.

Auch Suko tat es. Überraschenderweise besaß Janssen einen sehr festen Händedruck, wenn sich auch auf der Handinnenfläche Schweiß angesammelt hatte. »Darf ich den Grund Ihres Besuchs erfahren, Gentlemen?«

»Es geht um Zack Yvon.«

Er strich über sein schütteres Haar, das gescheitelt auf dem Kopf lag.

»Ich habe es mir denken können, aber Sie kommen um einige Stunden zu spät oder zu früh.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Es liegt auf der Hand, Mr. Sinclair. Zu spät deshalb, weil sie den Ausbruch nicht verhindert haben und zu früh, weil wir Yvon noch nicht wieder einfangen konnten.«

»Sie rechnen aber damit?«

»Ja. Die Straßen sind abgeriegelt. Er kann überhaupt nicht entkommen.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, meinte Suko. »Wer diese Sicherheitsanlagen überwindet, schlägt sich auch nach London durch. Davon sollten Sie ausgehen.«

»Sie machen mir vielleicht Mut.«

Ich wechselte das Thema. »Wie ist es denn abgelaufen?«

Der Zuchthausdirektor zog ein noch betrübteres Gesicht und hob die Schultern. »Niemand weiß etwas.«

»Auch nicht Ihr Wachtpersonal?«

»Nein.«

»Das ist unmöglich«, sagte Suko. »Haben die Leute vielleicht geschlafen?«

Janssen warf meinem Partner einen scharfen Blick zu. »Hier schläft niemand, Mister, das sollten Sie sich merken. Ich weiß selbst, daß wir vor einem Rätsel stehen. Mit dem normalen Menschenverstand ist es nicht zu lösen. Als der zuständige Wärter am Morgen in die Zelle schaute, war sie leer. Keine Spur von Zack Yvon.«

»Und außerhalb des Zuchthauses?«

»Haben wir auch nichts entdeckt!«

Ich deutete durch die Sichtscheibe nach draußen. »Wie kann er denn über die Mauer gekommen sein?«

Aus dem Hintergrund meldete sich einer der Männer. »Vielleicht ist er geflogen.«

»Machen Sie keine Scherze, Madstone«, fuhr ihm Janssen in die Parade. »Der Fall ist traurig genug.« Er wandte sich wieder an uns.

»Wir hatten jahrelang keinen Ausbruch. Vor allen Dingen nicht nach der Renovierung, als wir die Sicherheitsanlagen auf den modernsten Stand brachten. Es ist mir einfach unbegreiflich, wie so etwas geschehen konnte. Tut mir leid, ich komme da nicht mit.«

Auch ich hatte mir die Worte des Mannes durch den Kopf gehen lassen. Nach menschlichem Ermessen war eine Flucht aus dem Zuchthaus unmöglich. Dennoch hatte Zack Yvon den Komplex verlassen können. Wer half ihm dabei? Außer Suko wäre von den mich umstehenden Männern keiner auf die Idee gekommen. Ich aber dachte sofort an Schwarze Magie. Für mich gab es keine andere Möglichkeit.

Zudem hatte mich Myxin gewarnt, und wo er auftauchte, war Magie mit im Spiel.

»Könnten wir denn die Zelle des Gefangenen einmal sehen?«

Janssen hob die Schultern. »Sie werden nichts finden. Was hätte das für einen Grund?«

»Trotzdem.«

»Wenn Sie darauf bestehen.«

»Ja.«

Bevor wir gingen, traf über Funk noch eine Meldung ein. Man hatte

vieles gefunden, von einer ausgerissenen Katze bis hin zum Penner und einigen Jugendlichen, die Haschisch bei sich trugen, aber Zack Yvon war nicht gefaßt worden.

»Der ist schon in London«, befürchtete Janssen.

Ich gab keinen Kommentar. Auch Suko hielt sich zurück. Dafür gingen wir. Auf und über den Hof brauchten wir nicht, denn es gab von der Portiersloge eine Verbindungstür, die in einen seitlichen Komplex des Zuchthauses führte.

Gange und Türen. Das hohle Klingen der Schritte, die großen Galerien mit den Innenhöfen, das alles war mir bekannt, das widerte mich auf gewisse Weise an.

Türen über Türen. Die meisten verschlossen. Dahinter Menschen, Schicksale. Manchmal hörten wir auch Stimmen. Einige unter ihnen klangen verzweifelt. Sie wollten raus, wie eben Zack es ihnen vorgemacht hatte.

Der Direktor merkte mir die Betroffenheit an. Er hob die Schultern und sagte: »Vergessen Sie nie, Mr. Sinclair, daß hier nur Schwerverbrecher untergebracht sind. Mörder und…«

»Aber auch Menschen.«

»Das stimmt.«

»Ich kenne viele Tiere, die besser als Ihre Gefangenen behandelt werden, Sir.«

»Das kann ich mir vorstellen. Auch unsere Mittel sind begrenzt. Ich meine die finanziellen.«

Leider war es so.

Janssen besaß einen Universalschlüssel. Er klimperte damit am Gitter entlang und sagte: »Yvon war in einem besonderen Trakt untergebracht. Er lebte in einer Einzelzelle.«

»Gab es dafür einen Grund?« fragte Suko.

Janssen antwortete, während er die Tür aufschloß. »Und ob es den gab, meine Herren. Schließlich hatten wir es mit einem mehrfachen Mörder zu tun.«

»Der sich nicht besserte?«

Er schaute uns erstaunt an, als er die Tür öffnete. »Nein, gebessert hat er sich nicht.«

Das war auch kaum möglich in diesem kleinen Trakt, in dem sich die zehn Einzelzellen befanden. Sie lagen sich praktisch gegenüber.

In dem Geviert stand ein Tisch, an dem normalerweise Tag und Nacht ein Wärter hockte. Jetzt waren Tisch und Stuhl verwaist.

»Sind alle Zellen belegt?« wollte ich wissen.

»Nur drei.«

Vor der Tür, die dem Eingang gegenüberlag, blieben wir stehen.

Ich wußte nicht, aus welchem Material sie genau bestand, jedenfalls zeigte sie eine Haut aus Stahl. Ein Guckfenster, das von außen

hochgeklappt werden konnte, war ebenfalls vorhanden.
Der Zuchthausdirektor schloß auf. »Aus dieser Zelle ist er entkommen. Unmöglich, sage ich jetzt noch.«
Sekunden später schauten wir in die enge, muffig riechende Zelle mit dem schmalen Fenster. Die Toilette war ohne Deckel, das Waschbecken, das Lager, der Tisch, der Stuhl und die mit Zeitschriften beladenen Regale an den Wänden waren uralt.
Das alles empfand ich noch als normal. Als nicht normal sah ich nach den Ereignissen den Mann an, der auf der Bettkante hockte und uns entgegengrinste.
Zack Yvon!
Suko stand rechts von mir, der Zuchthausdirektor an der anderen Seite.
Während der Chinese und ich zwar auch überrascht waren, fiel Janssen fast in Ohnmacht. Ich hörte seinen röchelnden Laut, sah ihn bleich werden und wanken.
Rasch stützte ich ihn ab.
»Fühlt er sich nicht wohl, der kleine Pinscher?« Diese Frage hatte Yvon gestellt. Er grinste breit und weidete sich an unserem Erstaunen.
Wir reagierten nicht auf die provozierende Bemerkung des Mannes.
Suko ließ den Gefangenen nicht aus den Augen, während ich Janssen gegen die Tür lehnte. Dort blieb er stehen und holte ein paarmal tief Luft. Der Anblick hatte ihn geschockt. Sein Gesicht erinnerte mich in der Farbe an frisches Schmalz. Nur mühsam erholte er sich, während Yvon grinsend auf der Bettkante hockte, wobei er ein Bein über das andere schlug und sich zurücklehnte, bis er mit dem Rücken die Wand berührte. »Was verschafft mir eigentlich die Ehre des Besuchs. Sie haben sich doch bei mir nie blicken lassen, Janssen.«
»Das war auch nicht nötig.«
»Aber jetzt, wie?«
»Ja, Yvon.«
»Und weshalb kommen Sie mich besuchen?«
Wir mischten uns zunächst einmal nicht ein, sondern überließen dem Hausherrn die Initiative. »Wo haben Sie gesteckt, Yvon?«
Der Freitags-Mörder drückte seinen Oberkörper wieder nach vorn.
»Wie meinen Sie das?«
»Sie waren am heutigen Morgen beim ersten Kontrollgang nicht in der Zelle.«
»Wo sollte ich gewesen sein?«
»Das möchte ich gern von Ihnen wissen.«
Zack Yvon lachte. Und dieses Lachen zeigte uns an, wie köstlich er sich über uns amüsierte. »So etwas Verrücktes habe ich noch nie gehört. Ich war seit dem heutigen Morgen hier in der Zelle. Fragen Sie doch Ihre Schinder?«

»Die Wärter haben Sie nicht gesehen. Auch als ich kam, waren Sie nicht anwesend.«

»Dann seid ihr alle blind!«

Der Zuchthausdirektor warf mir einen hilfesuchenden Blick zu, so daß ich mich genötigt sah, einzugreifen. »Raus mit der Sprache! Yvon, was ist wirklich passiert?«

Er verengte die Augen und nickte in meine Richtung. »Wer bist du denn, Macker?«

»Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard, Das ist mein Kollege Suko.«

»Greift ihr jetzt auf Chinks zurück?«

Suko schluckte die Beleidigung, ohne ein Wort zu sagen. Nur in seinen Augen blitzte es für einen Moment gefährlich auf.

Dieser Typ da auf dem Bett gab sich irgendwie zu sicher. So wie er reagierte kein Mensch, falls er nicht noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt. Yvon schien ihn zu haben, nur rückte er damit nicht heraus.

Er sah wirklich aus, wie man sich den Gewaltverbrecher vorstellte.

Ich kannte Killer und Mörder, denen sah man die Taten nicht an. Bei Yvon war das etwas anderes. Seine Gestalt war kompakt. Sehr muskulös, er schien Probleme nur mit der reinen Kraft zu lösen. Darauf deuteten auch die Hände mit den dicken Fingern hin. Einen Hals besaß er kaum, dafür einen wuchtigen Rammschädel. Das Haar war dunkel. Er trug es sehr kurz geschnitten und leicht gekräuselt.

Scharf sprang die halbrunde Nase aus seinem Gesicht hervor. Mit ihrer Spitze befand sie sich fast auf der gleichen Höhe mit der wulstigen Oberlippe. Das Kinn war klein, wirkte trotzdem eckig. Wie bei fast allen Gefangenen zeigte auch seine Haut den berühmten Grauschimmer der Zuchthäusler. Die Augen waren dunkel, klein, und die Pupillen blickten stets lauernd und tückisch.

Ein unangenehmer Zeitgenosse, der von einem Richter lebenslang hinter Gitter geschickt worden war. Er saß auch in seiner Zelle, doch vor einigen Stunden war dies nicht der Fall gewesen.

»Wie sind Sie hier herausgekommen, Yvon?«

»Verdammt, ich war hier.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Beweis mir das Gegenteil, Bulle!«

»Wahrscheinlich werde ich das.«

Bei seiner Antwort klang die Stimme provozierend. »Wie denn? Wie willst du das schaffen?«

»Stehen Sie auf!«

»Und wenn nicht?«

»Werden wir Sie zwingen, Yvon«, erwiderte ich hart. »Sie sollten jetzt keine Ausflüchte versuchen. Sie würden Ihnen schwerlich bekommen.

Ich rechne sogar damit, daß Sie Trümpfe in der Hinterhand halten, aber vertrauen Sie nur nicht zu sehr darauf, das könnte nämlich leicht ins Auge gehen. Auch Schwarze Magie ist nicht allmächtig.«

Ich hatte den letzten Satz bewußt hinzugefügt und lauerte auf die Reaktion des Zuchthäuslers. Yvon war zusammengezuckt. Kurz nur, von mir und Suko nicht zu übersehen, während Janssen wahrscheinlich gar nicht richtig hingehört hatte.

»Wie kommst du denn auf Schwarze Magie, Bulle?«

»Weil ich mich damit beschäftige, ganz einfach.«

»Das ist lächerlich.«

»Stehen Sie auf!« Ich war ziemlich dicht an ihn herangetreten und blickte ihm starr ins Gesicht. Er hielt diesem stechenden Blick nicht stand, hob die Schultern und stemmte sich in die Hohe. »Gern mache ich es nicht, Bulle, aber ich will euch von meinen friedlichen Absichten überzeugen und auch davon, daß ihr euch auf einem Irrweg befindet.«

»Das wird sich noch herausstellen«, erklärte ich. Während des ersten Gesprächs hatte ich mir den Mann genau angesehen. Wirklich vom Kopf bis zum Fuß, und mir war an ihm etwas aufgefallen.

Die Hände!

Als er stand, stellte ich fest, daß er meine Größe besaß. Zudem war er breiter in den Schultern und wirkte angsteinflößend.

Er zog seine dicken Lippen in die Breite und fragte: »Wie soll es jetzt weitergehen?«

»Zeigen Sie mir Ihre Hände!«

Er lachte roh. »Wieso?«

»Machen Sie schon!«

»Nein.« Demonstrativ versteckte er seine Arme hinter dem Rücken.

Dabei trat ein gefährliches Glitzern in seine Augen, das auch Suko bemerkt hatte, denn ich hörte seine zischend gesprochene Warnung.

»Paß auf, John, der macht…!«

Zack Yvon ließ den Chinesen nicht zu Ende sprechen. Er griff mich hart und unfair an. Nicht mit den Händen, sondern mit dem Knie, das er plötzlich hochriß.

Der Ausdruck in seinen Augen hatte mich gewarnt. Deshalb war ich nicht so unvorbereitet und drehte blitzschnell ab. Das Knie hätte mich entscheidend treffen sollen. Durch die Drehung jedoch verfehlte es mich und streifte meinen Oberschenkel.

Ich konterte mit der Handkante. Irgendwo traf ich ihn am Nacken, leider nicht entscheidend, denn sein Schwinger räumte mich zur Seite. Gegen die Wand krachte ich, und Yvon stürmte brüllend vor.

Da griff Suko ein.

Ich hatte meine Arme als Deckung vor das Gesicht genommen, um die Schläge abzublocken. Das brauchte ich nicht mehr, denn Sukos

Fäuste wuchteten in den Körper des Gefangenen.

Yvons Gesicht verzerrte sich. Plötzlich fehlte ihm Luft. Er sah Suko auf sich zukommen und ließ sich nach hinten fallen. Dadurch fehlten die beiden nächsten Schläge.

Yvon krachte aufs Bett, das unter seinem Gewicht zusammenbrach.

Daß er reaktionsschnell war, bewies er in den nächsten Augenblicken, denn sein rechter Fuß hätte Suko fast unter dem Kinn getroffen. Durch blitzschnelles Ducken entging der Chinese der vollen Wirkung des Treffers. Die Hacke streifte ihn an der Schulter.

Zack Yvon röhrte wütend, als er aus den Trümmern hochschoß. Er reagierte wie ein angeschossenes Tier und war durch nichts in seinem unheilvollen Tatendrang zu stoppen.

Ich hatte mich mittlerweile auf ihn eingestellt. Hätten wir mehr Platz gehabt, wäre der Kampf möglicherweise schon entschieden gewesen. In dieser engen Zelle behinderten wir uns leider gegenseitig, so daß Zack Yvon eine Chance bekam.

Er ging nicht mich an, sondern kümmerte sich um den Zuchthausdirektor. Auf Janssen mußte er wirken wie ein Berg. Der kleinere Mann hob noch seine Arme hoch, ein billiger Schutz, den der wesentlich stärkere Zuchthäusler radikal durchbrach.

Dann griff er zu.

Einen Schrei konnte Janssen nicht mehr ausstoßen. Mit einer Hand hatte Yvon die Kehle des Mannes umklammert und schleuderte ihn herum. Ich sah die Hand und auch die Farbe, die wesentlich dunkler war als die der anderen. Da stimmte etwas nicht.

»Da!« Yvon brüllte das Wort. Er schleuderte uns im nächsten Moment den Zuchthausdirektor wie eine Puppe entgegen.

Mich erwischte der Körper ebenso wie Suko. Ich wurde an den Beinen getroffen, Suko an der Hüfte. Durch diese Attacke verloren wir wertvolle Sekunden, die unser Gegner nutzte.

Wir hatten hinter uns nicht abgeschlossen. Blitzschnell riß der Mann die Tür auf und huschte wie ein Irrwisch aus der Zelle nach draußen in das Flurrechteck.

Wir hörten seine Schritte. Ich hatte mich um Janssen gekümmert und ihn auf das zerbrochene Bett gelegt. Suko war schon an der Zellentür, als ich ein Krachen, Splittern und einen dumpfen Schlag vernahm und Suko zurücktaumeln sah.

Zack Yvon hatte zu einem einfachen, aber wirkungsvollen Mittel gegriffen und den Tisch geworfen. Er kam wie eine Ramme. Suko konnte nicht mehr ausweichen, wobei der Tisch nicht allein ihn getroffen hatte, auch die beiden Türpfosten.

Als ich bei meinem Freund war, hielt dieser sich sein Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Hat es dich hart erwischt, Partner?«

»Es geht.«

Nach diesen Worten war die Sache für uns erledigt. Allerdings mußten wir noch den verdammten Tisch zur Seite räumen. Das Möbelstück hatte sich verkantet.

Um Zeit zu sparen, sprangen wir kurzerhand über den Tisch hinweg und duckten uns dabei, um nicht mit den Köpfen an den oberen Türrahmen zu stoßen. Natürlich hatte Zack Yvon den kleinen Vorraum längst durchquert. Trotz der zweiten geschlossenen Tür vernahmen wir die Schritte des Flüchtenden auf der Galerie. Deren Unterteil bestand aus Blech, und die Sohlen der Schuhe hämmerten darauf ihren stakkatoartigen Rhythmus. Er wurde lauter, als wir die Tür aufgerissen hatten und die Galerie überblicken konnten.

Man konnte auf der Galerie um die inneren Mauern des Trakts herumlaufen. Natürlich gab es Verbindungsgänge in andere Teile und Trakte, doch durch sie konnte Yvon nicht entfliehen, denn jeder Gang wurde von einer verschlossenen Tür versperrt.

Der Zuchthäusler mußte auf der Galerie bleiben oder aber über ein Gitter hechten und in die Tiefe springen, wobei er zwei Stockwerke weiter unten aufklatschte.

Das würde er nur mit Mühe überleben.

Suko und ich verstanden uns ohne Worte. Es war am besten, wenn wir den Mann in die Zange nahmen. Suko schlug den linken Weg ein, ich nahm den rechten.

Yvons Vorsprung war gewachsen. Ware eine der Türen offen gewesen, hätte er uns entkommen können. So war er nicht mehr als ein Gefangener. Wir sahen und hörten ihn rennen. Er lief dicht am Geländer entlang und riskierte es auch, sich umzudrehen.

Suko sah er zuerst, weil mein Partner auf der linken Seite der Galerie entlanglief und bei der Kopfbewegung des Gefangenen in dessen Blickfeld geriet.

Yvon stoppte.

Da rief ich ihn an. »Sie haben keine Chance. Kommen Sie zurück, Yvon! Und zwar sofort!«

Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Mal schaute er nach rechts, dann nach links. Unter der Decke brannten starke Strahler.

Ihr Licht fiel auch auf das Gesicht des Gefangenen, so daß wir trotz der ziemlich großen Entfernung seine panikverzerrten Züge erkennen konnten. Dieser Mann stand kurz vor dem Durchdrehen.

Ich war weitergelaufen und wiederholte meinen Befehl noch einmal, während Suko einen Bogen schlug. Mein Freund rannte nicht mehr.

Seine Bewegungen waren flüssig und gleitend geworden, er konnte sich Zeit lassen.

»Hau ab!« schrie Yvon. »Verschwinde, du mieser Bulle! Ich drehe dir den Hals um!«

Diese Drohungen beeindruckten weder Suko noch mich. Ich dachte nicht daran, meine Schritte zu stoppen. Die Beretta ließ ich stecken. Mit einer Kugel wollte ich Yvon nur im Notfall stoppen.

Längs der beiden Galerieseiten befanden sich die Türen zu den Zellen.

Die Schreierei war nicht ungehört geblieben. Andere Gefangene wurden aufmerksam. Sie wollten wissen, was geschehen war, brüllten Fragen und hämmerten auch von innen gegen die Türen ihrer Zellen.

Zuerst waren es nur wenige, danach fielen immer mehr ein, so daß dieses Trommeln einen gewissen Rhythmus bekam, der jeden meiner Schritte begleitete.

Ich vernahm auch hinter mir das Geräusch von Tritten und sah den Zuchthausdirektor heranstürmen. »Ich habe Alarm gegeben!« schrie er.

»Wir werden Yvon…«

»Nein, ich hole ihn mir.«

Keuchend blieb Janssen neben mir stehen. Sein Hals zeigte Druckstellen. »Verdammt, Sinclair, das ist eine Revolte, der Gefangene…«

»Gehört mir!«

Es war nicht mehr zu stoppen. Hinter den zu den Gängen führenden Gittertüren vernahm ich heftige Schritte und das harte Trampeln der genagelten Stiefelsohlen.

Die Wachtposten erschienen. Nicht nur die Koppel ihrer Uniformen glänzten, auch der Waffenstahl, denn die Männer trugen Gewehre bei sich und legten noch hinter den Gittertüren stehend auf den Ausgebrochenen an. Dabei hatten sie eine vorschriftsmäßige Haltung eingenommen, und schon dröhnte eine Lautsprecherstimme durch das Innere des Trakts.

»Heben Sie die Hände, Yvon, und kommen Sie zurück!«

Es war grundfalsch, was die Kerle da anstellten. Yvon würde sich nie ergeben. Er befand sich in einer Verfassung, wo ihm alles egal war. Das mußten die Männer einsehen. Nur konnte ich ihnen keine Befehle geben, sondern Janssen.

»Stoppen Sie diesen Wahnsinn!« fuhr ich den Zuchthausdirektor an. »Zack Yvon dreht durch.«

»Was will er gegen die Waffen anrichten?«

»Sie dürfen ihn nicht töten!«

»Dann soll er sich ergeben, verdammt!« Bei den Worten blinzelte Janssen mit den Augen, denn er hatte seine Brille verloren.

Wahrscheinlich lag sie zwischen den Trümmern des Betts.

»Sie dürfen ihn nicht töten. Ich brauche ihn noch. Sein Verschwinden…« Meine weiteren Worte gingen abermals im Klang der Lautsprecherstimme unter. Selbst die anderen Gefangenen hatten

aufgehört, gegen die Türen zu schlagen. Die verstärkte Stimme brüllte alles nieder.

Zack Yvon wurde aufgefordert, sich flach auf den Boden zu legen, wobei er die Arme und Beine ausstrecken sollte. Tat er es nicht, wollte man ihn zwingen. Und wie das aussah, konnte ich mir vorstellen. In vielen Zuchthäusern wurde nicht lange gefackelt. Sie würden Yvon zwar nicht töten, zumindest anschießen.

Auch das wollte ich nicht.

Da sich der Direktor leider uneinsichtig zeigte – wahrscheinlich haßte er Yvon wegen dessen Attacke auf ihn – blieb mir nichts anderes übrig, als die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Ich wollte mich als Schild zwischen Yvon und die Wächter stellen.

Erst als ich einige Yards zurückgelegt hatte, begriff Janssen, was ich vorhatte. »Mensch, Sinclair, kommen Sie zurück. Sie laufen in Ihr Verderben. Sie können nicht…«

Und ob ich konnte. Solche Worte hielten mich nicht auf. Ich hörte zwar Janssens Schritte und erwartete auch, daß er mich zurückziehen würde, nur machten ihm seine Leute einen Strich durch die Rechnung, denn beim nächsten Ruf wurde er angesprochen.

»Sir, halten Sie diesen Wähnsinnigen ab. Der läuft uns in die Schußlinie. Und der andere auch!«

Ich konnte mir ein knappes Grinsen nicht verkneifen, weil mein Freund Suko ebenso dachte wie ich. Er hatte sich dort aufgebaut, wo Längs- und Breitseite der Galerie zusammenstießen. Hinter ihm befand sich der Beginn eines Gangs mit der entsprechenden Gittertür, hinter der zwei Scharfschützen lauerten.

Noch hatten sie die Tür nicht geöffnet. Sie würden es wohl dann tun, wenn der Gefangene ihren Befehlen gefolgt war.

Da würden sie lange warten können.

Ich hatte nur noch Augen für Zack Yvon. Und auch für seine rechte Hand, die dunkler war als die linke. Die rechte lag auf dem Geländer.

Sie kam mir vor wie die eines Negers. Manchmal zuckten auch die Finger, als würden sie von einem bösen Schmerz durchdrungen.

Uns trennten noch vier Schritte.

Die Lautsprecherstimmen waren verstummt. Da sich Janssen auch nicht rührte, wußten die Wächter nicht, wie sie reagieren sollten. Sie blieben passiv und warteten ab.

Zack Yvon zitterte. Auf seinem Gesicht lag Schweiß. Die linke Wange war angeschwollen. Dort mußte ihn Suko erwischt haben.

Die Distanz zwischen uns schrumpfte noch mehr zusammen, während ich zugleich den Kopf schüttelte. »Es hat keinen Sinn, Zack, du kommst hier nicht weg!«

»Verdammt, Bulle, ich…«

»Laß es doch.« Ich sprach zu ihm wie die Mutter zu ihrem kranken

Kind. »Wir sind uns einig. Ich will gar nicht viel von dir. Nur einige Antworten auf meine Fragen.«

»Ich kann sie dir nicht geben!«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich, ach verflucht!«

»Du warst draußen, nicht?«

»Ja, ich war draußen!« brüllte er mir entgegen. »Ich war am Morgen draußen, und werde immer wieder...«

»Wer hat dir geholfen?«

»Bleib stehen!«

Yvon hatte gesehen, daß ich sehr nahe an ihn herangekommen war. Er streckte seinen Arm aus und wies mit dem Zeigefinger auf meine Brust.

»Keinen Schritt weiter!«

Ich wollte ihn nicht noch mehr reizen und stoppte tatsächlich. Er hatte geredet, möglicherweise machte er weiter, wenn ich ihn nicht stärker provozierte.

»Wer hat dich rausgeholt, Junge?«

»Die Stimme!« flüsterte er. »Es war in der Nacht. Sie sprach mit mir...«

»Und?«

Plötzlich starrte er mich an. Seine Augen wirkten seltsam tot, wie gläserne Murmeln, die man mit einer schwarzen Füllung versehen hatte.

Dieser Umschwung kam nicht so ohne weiteres. Er mußte einen Grund gehabt haben. Wahrscheinlich hatte die andere Seite, von der er mir erzählte, unsichtbar für mich eingegriffen.

Eine andere Lösung konnte ich mir nicht vorstellen.

»Die Stimme!« flüsterte ich. »Was sagte sie zu dir?« Ich konnte mir dieses leise Sprechen erlauben, denn um uns herum hatte sich eine fast atemlose Stille ausgebreitet.

»Nein!« gab er ebenso leise zurück. »Ich kann dir nichts erklären. Die Stimme lockte mich nur. Sie war da, und sie wird auch immer da sein, wenn sie will. Ich... ich ... nein!« brüllte er plötzlich. »Ich verrate dich nicht! Wirklich nicht!«

Dann tat er etwas Dummes. Ich hätte eigentlich damit rechnen müssen, doch die Schnelligkeit seiner Bewegung überrascht mich.

Seine dunklere rechte Hand lag bereits auf dem Geländer. Damit stützte er sich ab und gab sich auch den nötigen Schwung, um über das Gitter flanken zu können.

Er befand sich schon in der Luft, als ich startete. Es waren wirklich nur zwei Schritte, die ich zurücklegen brauchte.

Dennoch sah ich ihn vor meinem entsetzt verzerrten Gesicht in die Tiefe fallen.

Ich schleuderte meinen Oberkörper vor, griff selbst noch zu und erwischte ihm am Hemd. Meine Finger krallten sich um den Drillichstoff, ich spürte den Ruck des nach unten fallenden Körpers bis hoch in den Oberarm und konnte meine Bewegung nicht mehr stoppen.

Das Gewicht des Körpers preßte mich gegen das Gitter, das einfach nicht hoch genug war, um meine volle Länge abfangen zu können.

Ich kippte.

Hinter mir hörte ich Schreie. Unter mir hing Zack Yvon. Er schwebte bereits über dem Abgrund, während ich mich mit meiner linken Hand verzweifelt am oberen Lauf des Geländers festklammerte und versuchte, nicht mehr weiter in die Tiefe gezogen zu werden.

Dagegen hatte Zack etwas.

Wahrscheinlich wollte er nicht mehr leben. Er strampelte mit den Beinen, bewegte sich hektisch, so daß es mir bald unmöglich war, ihn noch festzuhalten.

Irgendwann mußte er mir aus den Fingern rutschten, und auch ich konnte mich nicht länger halten.

Auf einmal waren Hände da, die mich hielten. Sukos Stimme vernahm ich, und mein Partner versuchte, mich zusammen mit dem Zuchthäusler in die Höhe zu ziehen.

Vielleicht hätten wir es geschafft, aber Zack Yvon machte uns einen Strich durch die Rechnung. Er schlug beide Handkanten gegen mein rechtes Gelenk.

Das überstand auch ich nicht. Meine Faust öffnete sich, und während Suko mich festhielt, sah ich den anderen fallen.

Zwei Stockwerke lagen unter ihm. Das war eine Menge. Jeder Mensch hätte geschrien bei so einem Fall.

Nicht Zack Yvon.

Er jagte lautlos in die Tiefe. Kein Laut drang über seine Lippen, bis der Aufschlag kam. Ich glaubte, ein Stöhnen zu hören, konnte mich auch geirrt haben.

Er war unten auf den Boden gefallen und lag auf dem Rücken.

Arme und Beine ausgebreitet, so wirkte er beim ersten Hinschauen wie ein großer Käfer.

Ich starrte ihn nicht länger als eine Sekunde an, dann drehte ich mich um und lief los. Suko war schon vorgelaufen, während ich noch die schrille Stimme des Zuchthausdirektors hörte. »War es das, was Sie erreichen wollten, Mr. Sinclair?«

Ich verkniff mir eine Antwort. Dieser Kerl konnte mich mal im Dunkeln besuchen.

Es war eine geländerlose Metalltreppe vorhanden, die von der Breitseite der Galerie nach unten führte. Zack hatte sie nicht mehr erreichen können. Meine Schritte hämmerten auf dem Gitterblech der

Stufen, während hinter mir die Wächter aus den Gängen stürmten.

Suko war vorgelaufen. Er befand sich auch als erster bei Yvon, ließ sich auf die Knie fallen, beugte sich sehr tief über ihn und hob dann den Kopf.

»Er lebt noch, John!«

Diese Nachricht war die beste seit langem. Mit einem gewaltigen Sprung nahm ich die letzten vier Stufen und lief auch die restlichen Yards bis zu den beiden Männern.

Ja, Zack lebte. Doch es stand mies um ihn, das sah ich, obwohl ich kein Arzt bin. Unter seinem Schädel breitete sich allmählich eine Blutlache aus, das Gesicht war kalkweiß, und als er sich ein wenig bewegte, zuckte er zusammen. Wahrscheinlich wegen der Schmerzen; Es konnte durchaus sein, daß er sich beim Sturz einiges gebrochen hatte.

Ob er die inneren Verletzungen überlebte, war fraglich.

Suko hatte sich hingestellt und winkte zur Galerie hoch, während er gleichzeitig den Befehl gab, einen Arzt oder zumindest Sanitäter herbei zu holen.

Ich hatte mich über den Schwerverletzten gebeugt, dessen Atem pfiff.

Blut lag auf seinen Lippen. Als winzige, rötliche Bläschen hatte es sich dort verteilt.

»Zack Yvon!« sagte ich mit eindringlicher Stimme. »Hören Sie mich, Zack? Wenn ja, geben Sie mir ein Zeichen mit den Augen!«

Ich wartete einen Moment, schaute in sein kalkiges Gesicht und sah das Blinzeln der Augendeckel.

Er hatte mich also verstanden! Wenn es ihm jetzt noch gelang, zu reden, war viel gewonnen.

Meine nächste Frage zielte in diese Richtung. »Können Sie sprechen, Zack?«

Er versuchte, mir die Antwort auf zwei Wegen zu geben. Durch Stöhnen und Blinzeln.

Vielleicht hatte ich Glück. Durch die umstehenden Leute ließ ich mich nicht aus dem Konzept bringen. Ich hörte auch die schimpfende Stimme des Zuchthausdirektors, der mit mir noch ein Wörtchen reden wollte.

Sollte er es versuchen, würde er sich wundern. Mein Ohr brachte ich dicht an die Lippen des schwerverletzten Mannes. Der Atem streifte mein Gesicht an der Seite. Ich vernahm sein leises Röcheln und erkannte auch das Bemühen, mir wenigstens noch eine Information zu geben.

Es klappte.

»Boysen«, stöhnte er. »Frank Boys…« mehr bekam er nicht mehr über die Lippen. Eine unheimliche Kraft schien ihn innerlich zerreißen zu wollen, denn er brüllte auf, und sein Schrei hallte durch den

Zuchthauskomplex. Im nächsten Augenblick brach er zusammen. Es war tatsächlich ein Zusammenbrechen, obwohl er schon auf dem Boden lag. Da sackte er ein und blieb danach reglos liegen.

Exitus!

Ich erhob mich. Meine Gesichtszüge waren hart geworden, die Lippen hatte ich zusammengepreßt. Es gab keinen Freitags-Mörder mehr. An einem Freitag, dem 13., hatte er seinen letzten Mord verübt. Da war er auch vor zehn Jahren gefaßt worden, und jetzt war er an einem Freitag, dem 13., gestorben.

Das Schicksal stellt manchmal sehr seltsam die Weichen.

Janssen drängte sich durch die umstehenden Wächter. Er war auf 300.

Sein Gesicht schimmerte in einer satten Tomatenfarbe. Der Leiche gönnte er nur mehr einen kurzen Blick, dafür schaute er mich länger an, und in seinen Pupillen sprühte der Zorn. »Das haben Sie nun davon, Sinclair. Einen Toten.«

»Ich habe ihn nicht getötet, Mr. Janssen.«

Er nickte heftig. »Klar, Sie haben ihn nicht getötet. Das weiß ich auch. Aber Sie haben dazu beigetragen.« Um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen, nickte er heftig.

»Er wäre so oder so gestorben.«

»Was?« Janssen riß nicht nur den Mund auf, auch die Augen. Das konnte er nicht fassen. Die anderen standen ruhig. Dieser Disput ging nur Janssen und mich etwas an.

»Er wäre gestorben, Mr. Janssen, das kann ich Ihnen sagen. Wahrscheinlich werden Sie mir nicht glauben, doch Zack Yvon war nur eine Marionette in einem gefährlichen Spiel. Damit es Sie beruhigt, er hat mir übrigens berichtet, daß er seine Zelle verlassen hat, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein.«

»Dann ist es gut.«

Ich wollte mich abwenden, aber der Direktor faßte nach meiner Schulter. »Sinclair, Sie sind mir eine verdammte Erklärung schuldig. Haben Sie mich verstanden?«

»Sicher. Und ich habe Ihnen die Erklärung bereits gegeben. Alles klar, Mister?«

Er schnaufte, und ich hörte Sukos Worte, als er sagte: »John, schau dir den Toten mal an.«

Janssen interessierte mich nicht mehr. Ich warf einen Blick auf die Leiche und sah sofort die rechte Hand. Als Zack noch lebte, war sie schon dunkel gewesen, diese Farbe hatte sich abermals verändert.

Sie zeigte eine fast tiefe Schwärze, als wäre die Hand verfault.

Das mußte etwas zu bedeuten haben. Ohne uns um die anderen zu kümmern, gingen wir in die Knie und untersuchten die Hand.

Wir hoben den Arm ein wenig an, fühlten nach, und ich nickte gedankenverloren.

»Die ist kalt wie Eis!« kommentierte Suko.

Das hatte ich auch festgestellt, wobei ich mich fragte, wie es dazu gekommen sein konnte.

Eine Antwort wußte ich nicht zu geben, wahrscheinlich hatte der Tote zuvor Kontakt mit finsteren Mächten gehabt.

»Es ist am besten, wenn wir die Leiche von unseren Spezialisten untersuchen lassen«, schlug Suko vor und traf damit auch meine Ansicht. Es wäre wirklich besser gewesen, denn sonst würden wir das Rätsel kaum lösen können.

Suko hatte nach einem Arzt oder Sanitätern gerufen. Zwei kamen mit einer Bahre. Wir schufen Platz, damit sie den Toten darauf betten konnten. Die Männer bückten sich, hoben die Leiche an, und im nächsten Augenblick geschah etwas Schreckliches.

Die Hand fiel ab.

Wir hörten sogar das Aufklatschen, als sie den Boden berührte und dort liegen blieb.

Zunächst einmal waren wir sprachlos und auf gewisse Weise auch geschockt. Die beiden Sanis hatten sich ebenfalls erschreckt und den Toten fast noch fallengelassen. Sie standen da, waren blaß und starrten uns aus großen Augen an.

Ich hob die Schultern. »Es tut mir leid, eine Erklärung können Sie von mir nicht erwarten.«

Janssen mischte sich wieder ein. »Was können Sie überhaupt erklären, Sinclair?«

»Halten Sie den Mund!«

»Das ist mein Zuchthaus. Hier bestimme ich.«

»Dann setzen Sie sich in eine Einzelzelle, und stören Sie keine Menschen bei der Arbeit.«

An diesem Brocken verschluckte sich Janssen. Im Hintergrund begannen einige Männer zu grinsen. Ihr Chef schien nicht sehr beliebt zu sein. Bei seinem Temperament konnte ich mir das vorstellen.

Suko hatte die Hand angehoben. Wir sahen an ihrem Stumpf kaum Blut. Auch die Armwunde des Toten blutete nicht. Der Lebenssaft schien geronnen zu sein.

»Das ist die Spur«, sagte ich.

»Dann nehmen wir sie auf.« Suko legte die Hand auf die Brust des Toten, der endlich abtransportiert wurde. Ich gab den Männern noch Bescheid, daß sich Spezialisten vom Yard um die Leiche kümmern würden. Sie nahmen es nickend zur Kenntnis.

Die übrigen Gefangenen mußten irgendwie bemerkt haben, was geschehen war. Sie wurden wieder unruhig und begannen damit, in ihren Zellen herumzutoben.

»Bringen Sie die Leute zur Räson!« fuhr Janssen einen seiner Männer an, der wohl die Oberaufsicht besaß.

Der Knabe salutierte und nahm die anderen mit. Zurück blieben Suko, Janssen und ich.

Der Zuchthausdirektor kam mir vor wie ein kleiner Giftzwerg. Er suchte noch immer nach einem Ventil, durch das er Dampf ablassen konnte, und er fand es in uns.

Wir hatten keine Lust, uns auf lange Diskussionen mit ihm einzulassen, das sagten wir ihm knallhart.

»Sie werden es noch büßen«, erklärte der Kleine. »Ich sage Ihnen, da kommt was nach.«

»Und was?«

»Eine Beschwerde!«

Als Suko und ich lachten, wurde er noch wütender. Er stand dicht davor, in die Luft zu gehen.

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Mr. Janssen, Sie können sich beschweren, soviel Sie wollen, aber das wird Ihnen nichts nutzen. Tut mir leid, da spielen wir nicht mit.«

Er tobte noch hinter uns her, als wir bereits die Treppe nach oben zur Galerie hochgingen.

»Der braucht wirklich bald eine Zelle für sich«, meinte Suko und hatte damit in meinem Sinne gesprochen.

Wir verließen das Zuchthaus, in dem innerhalb kurzer Zeit so viel geschehen war. Beide waren wir davon überrascht worden, und als wir im Wagen saßen, sagte Suko: »Das wäre es dann wohl gewesen.«

»Nicht ganz, mein Freund.«

»Wieso?«

»Die Information, die mir Zack kurz vor seinem Tod gegeben hat, habe nur ich gehört.«

»Sag schon.«

»Es war ein Name. Frank Boysen. Er wird uns weiterbringen.«

»Das hoffe ich sehr.«

***

Sie spielten Shakespeare. Ein Sommernachtstraum. Eines der »leichten« Stücke, die der große Meister geschrieben hatte. Für viele Besucher klassisches, komödiantisches Theater. Mit Akteuren, die Shakespeare einer Traumwelt entnommen hatte. Sagenhafte Gestalten.

Viel Liebe, ein wenig Eifersucht, auch Lachen.

Es gab Schauspieler, die freuten sich auf den Job. Frank Boysen nicht.

Er haßte Stücke wie dieses, denn er mußte höllisch achtgeben, die Requisiten richtig einzusetzen. Das erforderte von Anfang bis zum Ende volle Konzentration.

Der Tag war vergangen wie jeder andere auch. Nur war Frank eben ermordet worden. Das war der kleine, aber gravierende Unterschied.

Dennoch lebte er weiter.

Ein Phänomen?

Natürlich, doch Schwarze Magie erklärte so vieles, für das Menschen zahlreiche Worte brauchten, wobei sie zum Schluß feststellen mußten, daß sie es dennoch nicht geschafft hatten.

Sein ›Tod‹ war zum richtigen Zeitpunkt gekommen. Er hatte die Kräfte des alten Blutes geweckt. Seit seiner Geburt schlummerten sie in ihm. Er hatte es immer gespürt, den Drang zu okkulten Dingen, das Schlafen im Sarg, normal war es für einen Menschen nicht. Es sei denn, er zählte sich nicht dazu.

So erging es Boysen!

Nachdem sein Mörder verschwunden war, hatte er den Sarg verlassen.

In seinem Innern spürte er einen Kraftstrom, wie er ihn nie zuvor gekannt hatte. Als normaler Mensch hatte er sehr oft den Morgen verflucht, weil es bei ihm stets bis zum Mittag dauerte, bis er voll da war.

Jetzt sah es anders aus.

Er verließ seine Wohnung ziemlich früh, grüßte freundlich die Menschen, die ihm begegneten und ging zur nächsten U-Bahnstation, um in den Zug zu steigen.

Er ließ sich in die City fahren. Dort betrat er ein großes Kaufhaus, wo er eine Lederscheide erstand. In der Masse fiel er nicht auf, denn er sah schließlich aus wie ein Mensch und nicht wie das Monstrum mit der grünen Haut.

Kaum hatte er die Scheide gekauft, als er das Kaufhaus wieder verließ und zu seiner Wohnung fuhr.

Oben schloß er sich ein, ging in die Küche und setzte sich vor den Tisch.

Den Dolch legte er auf die Platte. Als er ihn anschaute, zuckte ein Lächeln über seine Lippen. Das genau war die Waffe, auf die er gewartet hatte. Sie war ihm versprochen worden, und sie stellte einen Machtfaktor da. Er blickte auf die schwarze Klinge. Sehr unnatürlich war sie. Hinzu kam der Griff in einem seltsamen Rot, in dem sich noch fingerlange Schlieren bewegten.

Dieser Dolch hatte mal einem anderen Mann gehört. Der Höllenfürst persönlich hatte ihn zusammen mit sechs anderen, gleich aussehenden geraubt und sie alle sieben fortgeschleudert.

Einer war nun zu Boysen gekommen, um das Erbe zu erwecken, das in ihm schlummerte. Er war bereit. Er sollte die Personen suchen, die zu seinem Kreis gehörten.

Konnte er es schaffen?

Frank Boysen wußte es nicht. Zack Yvon, der Killer, gehörte nicht dazu. Er war nur ein Werkzeug gewesen, nicht mehr als eine Maschine, die andere für sich gebraucht hatten, damit alles ins Rollen kommen konnte. Das Grauen war nah.

Noch konnte er mit dem Dolch nichts anfangen. Dennoch spürte er, daß von ihm eine seltsame Kraft ausging. Er konnte sie auch als einen Lockruf bezeichnen, als eine magische Strahlung, die auf dem Weg war, ihre Empfänger zu erreichen.

Boysen grübelte darüber nach, wer sie sein konnten. Er wußte es.

Tief in seinem Innern lag dieses Wissen verborgen, dennoch schaffte er es nicht, dies an die Oberfläche zu spülen. Da gab es noch zu viele Hindernisse, zudem stand der große Plan erst am Beginn. Es würde Zeit vergehen, bis sie alle da waren.

Boysen hob die Schultern. Er packte den Dolch und steckte ihn wieder weg. Seine Jacke verbarg die Scheide vor neugierigen Blicken. Auch der Griff war nicht mehr zu sehen, und während Boysen am Tisch saß und lächelte, spürte er, daß sich in seinem Kopf etwas veränderte.

Da war ein seltsames Rauschen, als stünde er in der Nähe des Meeres und schaute den Wellen zu, wie sie gegen den Strand liefen.

Dabei sah er auf das Fenster, dessen Scheibe vom Sonnenlicht getroffen wurde und deshalb fast noch schmutziger aussah, als sie in Wirklichkeit war.

Die Scheibe war nicht groß, ein Rechteck mit einem kreuzförmigen Rahmen.

Plötzlich veränderte sie sich. Unsichtbare Hände schienen an ihr zu zerren und sie zu dehnen. Sie wurde zu einer Leinwand, drückte das Mauerwerk zusammen und erinnerte den am Tisch sitzenden Frank Boysen an einen großen Spiegel mit matter Oberfläche, bei der es ihm nur mühsam gelang, hineinzuschauen.

Das Fenster war im Prinzip eines geblieben. Jedoch ein Fenster in eine andere Welt.

Nicht die, in der er lebte. Es war eine grüne Welt mit weiten Ebenen, kleinen, flachen Hügeln, dunklen Streifen, die sich als Wälder entpuppten, kristallklaren Bächen und manchmal sehr hohen, alten Eichen.

Ein Paradies?

Beinahe hatte Frank Boysen das Gefühl. Irgend jemand ließ ihn in das Paradies hineinschauen, in ein Schlaraffenland, wo Milch und Honig flossen und das eigentlich das Traumland einer frustrierten Menschheit war. Ihm als lebender Toter war dieser Blick gestattet.

Seltsamerweise fühlte er sich ungemein wohl, als er das Bild sah.

Obwohl er das Land nicht kannte, war es ihm so vertraut, als hätte er dort schon einmal gelebt.

Frank Boysen war fasziniert. Er wollte unbedingt sprechen, bewegte auch die Lippen, aber es drang kein Wort aus seinem Mund.

Er schaffte es nicht, akustisch einen Satz zu bilden. Nur seine Gedanken waren vorhanden, und sie gingen auf eine geheimnisvolle Reise. Sie drangen tief in das andere unbekannte Land ein, das so weit vor ihm lag und nach dem er sich so unwahrscheinlich sehnte.

Wie kam es dazu, daß er diese Beziehung zu dem Land besaß?

Eine Antwort wußte er nicht, aber er vernahm plötzlich eine flüsternde Stimme, die nur in seinen Gedanken zu hören war.

»Frank Boysen, du bist ein Sohn dieses Landes. Du hast hier vor langer, langer Zeit schon einmal gelebt, bist gestorben und wiedergeboren. Wer einmal aus diesem Land stammt, kann das Erbe niemals vergessen. Er wird es nicht überwinden, denn er braucht es, um Kraft zu schöpfen. Ein jeder will hierher zurückkehren oder zumindest den Kontakt halten. Auch dir ist es so ergangen. Deshalb diese unbeschreibliche Sehnsucht nach diesem Flecken.«

»Ist es das Land der Phantasie?«

Boysen wunderte sich, daß er diese Frage stellen konnte. Sie ging ihm glatt über die Lippen. Eine Antwort bekam er auch.

»Es ist nicht das Land der Phantasie. Aber das Land der Träume, der großen Magie.«

»Sage mir den Namen.«

»Es gibt viele Namen dafür, aber einer nur stimmt. Ich sage ihn dir jetzt: *Aibon!*«

Boysen zuckte zusammen.

Aibon!

Er dachte nach. Hatte er den Namen schon einmal gehört? Nein, noch nie, aber er hatte gespürt, daß er dorthin gehörte. Seine Sehnsüchte und Träume waren allein in diese Richtung geflohen, wenn er sich vom Geschehen des Alltags lösen wollte.

Aibon also!

Jetzt wußte er Bescheid. Nun endlich war ihm klar, wo er hingehörte.

Daß er überhaupt nicht zu den Menschen paßte und nur ein Gastspiel gab, denn seine eigentliche Heimat lag woanders.

»Darf ich zu dir kommen?« fragte er.

»Noch nicht. Deine Zeit ist nicht reif. Irgendwann einmal wirst du wieder heimkehren, doch zuvor hast du andere Aufgaben zu erledigen. Du hast den Dolch bekommen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Es ist eine besondere Waffe. Wir besitzen noch zwei davon. Sie sind in dieses Land hineingeschleudert worden und haben die Kraft einer alten Druiden-Magie angenommen. Die Waffe, die du besitzt, wird dich schützen, und sie wird auch die herbeilocken, die deine Helfer

sind.«

»Menschen?«

»Fast. Wenigstens sehen sie so aus. Du kannst sie als graue Männer bezeichnen. Sie sind die Hüter des Landes Aibon. Sie schauen sich in der normalen Welt um und sind stets auf der Suche. Sie haben gefunden, und sie werden noch finden. Aber hüte dich, man ist dir bereits auf der Spur. Andere Kräfte haben entdeckt, daß etwas geschehen ist. Kräfte, die gegen uns arbeiten. Sie versuchen, den Dolch zu bekommen und in das Land Aibon hineinzugelangen. Sie mußt du stoppen, das ist deine Aufgabe. Du bist verpflichtet, dem Erbe deines Blutes nachzukommen. Wenn du mordest, ist dies kein Verbrechen im eigentlichen Sinne, denn du folgst nur unseren Gesetzen, hast du verstanden?«

»Ja.«

»Dann richte dich danach, und ändere dein Leben auf keinen Fall. Alles wird normal ablaufen. Vorerst jedenfalls. Aber es kann blitzschnell zu einer Konfrontation kommen. Dann mußt du gewappnet sein.«

»Ich bin gewappnet!« erklärte Boysen.

»Darauf hoffe ich.«

»Und wer bist du?« wollte Frank wissen.

»Ich bin drei in einer oder einer in drei. Ich habe viele Namen, ich habe keine Namen. Ich sehe alles…«

»Willst du mir keinen Namen nennen?«

»Nein.«

Es war das letzte Wort, das Frank Boysen vernahm. Er schaute noch für einen Moment in das Land hinein, nahm dessen geheimnisvolle Weite und Tiefe voll auf, bevor die Proportionen zusammenrückten, kleiner und schmaler wurden, so daß er auf das schaute, was auch zuvor gewesen war.

Ein Fenster!

Boysen saß da, wischte über seine Stirn und räusperte sich. Hatte er alles nur geträumt? War Aibon ein Traum, ein Hirngespinst? Er dachte darüber nach und fragte sich gleichzeitig, ob der Freitags-Killer nicht auch ein Traum gewesen war.

Nein, der hatte existiert. Ebenso wie Frank, der genau gewußt hatte, daß etwas in der Luft lag. Ihm war der Tag seines Todes bestimmt worden, und dieses Datum hielt man ein.

Wie seltsam…

Frank Boysen erhob sich. Dabei verzog sich sein Cordjackett, und er schaute auf den Griff der Waffe.

Sie bewies ihm, keinen Traum erlebt zu haben. Er war gestorben und hatte durch seinen Tod ein anderes Leben gefunden. Ein zweites, vielleicht sogar sein erstes.

Wer konnte je die Rätsel lösen?
Frank Boysen räusperte sich einige Male, bevor er die Küche verließ und ins Bad ging. Er reagierte noch wie ein normaler Mensch, denn er brauchte eine Erfrischung.
Der Spiegel über dem Waschbecken zeigte eine blinde Farbe.
Dennoch hatte sich Boysen sehen müssen. Das war nicht der Fall.
Er starrte auf die Fläche, die einen silbrigen Grauschimmer besaß, aber keine Umrisse seiner Gestalt wiedergab.
Besaßen Tote ein Spiegelbild?
Dieser Gedanke erschreckte ihn, und Frank wurde wieder daran erinnert, daß man ihn ja eigentlich umgebracht hatte. Da er schon tot war, konnte er eigentlich nicht mehr sterben. Was Menschen tötete, konnte ihm egal sein. Dieser Gedanke faszinierte ihn. Ja, er hatte etwas Ungewöhnliches und nicht Erklärbares an sich. Frank Boysen lachte plötzlich. Er wollte sich mit seiner Situation nicht nur abfinden, sondern das Beste aus ihr machen. Und dies im wahrsten Sinne des Wortes.
Plötzlich wurde er wieder fröhlich…

***

Bill Conolly trug eine dünne hellblaue Hose und ein hellblau gestreiftes Hemd mit einem modernen weißen Kragen. Er hatte die Beine vorgestreckt, eine Sonnenbrille vor seine Augen geschoben und nuckelte an einem Espresso.
Wir saßen ihm in dem kleinen Straßen-Café gegenüber und warteten darauf, daß er die Tasse absetzte.
Obwohl es mitten in der Woche war, herrschte ungemein viel Betrieb.
Das schöne Wetter schien alle Londoner nach draußen gelockt zu haben.
Auch Bill war gern gekommen.
Als er die Tasse aus der Hand gab, nickte er und stellte gleichzeitig fest: »Dann ist der Freitags-Killer also tot.«
»Du hast es erfaßt.«
Bill hob die Arme und verschränkte seine Hände in den Nacken.
»Meine Güte«, sagte er, »war das damals eine Sache.«
»Bei der du unmittelbar beteiligt warst«, hakte Suko nach.
»Und wie?«
»Wer hat ihn damals gestellt?« fragte ich.
»Das war ein ganzes Team. Da ragte keiner hervor. Sie hatten eine Sonderkommission gebildet. Du, John, wurdest davon ja nicht berührt. Es war ein normaler Fall.«
»Bis heute«, schränkte ich ein.
»Richtig. Jetzt ist einiges anders geworden.« Bill hob die Schultern.

»Sicherlich möchtest du eine Erklärung haben, wie alles so gekommen ist.«

»Die hätte ich gern.«

»Kann ich dir auch nicht so direkt sagen. Für mich war er damals ein Killer. Kontakte mit Schwarzer Magie hat er nie gehabt, soviel ich weiß. Daran hat auch keiner von uns gedacht.«

»Aber du hast dich stark mit ihm beschäftigt?«

Bill Conolly nickte Suko zu. »Und wie. Ich durchforstete nach der Verhaftung sein Vorleben, da ich eine Serie über ihn schreiben wollte, die in mehreren Fortsetzungen erschien.«

»Sind dir da Namen begegnet?« fragte ich.

»Zum Beispiel?«

»Ein gewisser Frank Boysen!«

Bill runzelte die Stirn, löste seine Hände vom Hinterkopf und nahm einen Schluck Kaffee. »Kannst du mich da nicht etwas Leichteres fragen, John?«

»Tut mir leid.«

»Es ist verflixt lange her. Was ist inzwischen alles passiert! Frank Boysen ist außerdem ein Allerweltsname. So können viele heißen.«

»Überlege ruhig. Ich bestelle dir auch noch einen Espresso.« Der Ober kam gerade vorbei.

»Wenn ich das noch wüßte«, murmelte Bill.

»Hast du denn die alten Artikel noch?«

»Sicher.«

»Dann schau da nach.«

»Das würde ich als letzte Möglichkeit ansehen. Ihr habt es da viel besser.«

»Wieso?«

»Fragt euren Computer. Schaut in den Telefonbüchern nach, dann könnt ihr ja sehen…«

»Soll ich dir sagen, Bill, wie viele Frank Boysens es gibt?« Der Reporter winkte ab. »Geschenkt.«

»Deshalb müßtest du uns helfen«, sagte Suko. »Du hast dich damals so hart reingehängt.«

»Ihr verlangt viel.«

»Hat dein Gedächtnis gelitten?« fragte ich spöttisch.

»Das nicht. Ich habe mich in dem Artikel mehr mit den Familienverhältnissen des Killers auseinandergesetzt. Ich wollte wissen, aus welch einem Elternhaus er stammte, was er für Freunde hatte, mit wem er sonst noch umging…«

»Hast du etwas herausgefunden?«

»Ja, einiges«, antwortete Bill auf meine Frage. »Aber nichts, was euch interessieren könnte. Er hatte überhaupt keine Kontakte zu irgendeiner Schwarzen Magie.«

»Was war überhaupt das Motiv für seine schrecklichen Taten?« erkundigte sich Suko.
Bill Conolly lachte auf. »Darüber sind sich die Psychologen wohl heute noch nicht im klaren.«
»Er hatte also kein Motiv?«
»Sofern es überhaupt eine Entschuldigung für einen Mord gibt«, erklärte der Reporter. »Nein, Suko, ich habe es nicht entdeckt. Auch die Fachleute nicht. Zack Yvon ging los und killte. Immer an einem Freitag, dem 13.«
»Wie viele Morde kamen überhaupt auf sein Konto?«
»Acht!«
Suko pfiff durch die Zähne. »Das war nicht wenig.«
»Eben.«
Ich atmete tief ein. »So kommen wir nicht weiter. Wir haben es mit einem Killer zu tun gehabt, der nicht durch eine fremde Macht geleitet worden ist. Das will ich einmal festhalten. Er muß aus einem inneren Trieb gehandelt haben.«
»Da ist bei ihm schon einiges verkehrt gelaufen. Ich kenne wenigstens keinen, der so handelt.«
»Bleibt als Fazit, daß Zack Yvon nur mehr als Werkzeug benutzt worden ist.«
»So ist es«, sagte Bill.
Auch Suko gab mir recht und nickte.
Ich war ziemlich sauer. Wir hatten uns während des Gesprächs im Kreis bewegt. Nichts war ins Rollen gekommen. Wir sprachen über einen Menschen, der tot war, und ich glaubte auch nicht daran, daß ich in dessen Vergangenheit das Motiv für die Ereignisse der Gegenwart finden konnte. Da schien das eine mit dem anderen nichts zu tun zu haben.
»Weiß Myxin denn nicht mehr?« fragte Bill. Wir hatten ihn zuvor eingeweiht.
»Anscheinend nicht. Sonst hätte er bestimmt mit Informationen herausgerückt. Er hat durch die Totenmaske in die Vergangenheit schauen können und sah einen von Mandras Dolchen.«
»Welche Vergangenheit das war, weißt du nicht?« wollte Bill von mir wissen.
»Leider nicht.«
»Myxin und die Dolche sind zwei verschiedene Paar Schuhe«, murmelte Bill. »Sie werden wohl kaum Berührungspunkte haben. Ich glaube, wir müßten noch einmal den alten Artikel durchgehen. Vielleicht stoßen wir tatsächlich auf den Namen Boysen.«
»Das wäre wohl die einzige Chance«, gab auch Suko zu, und ich stimmte ihm bei.
»Fahren wir zu mir?« fragte Bill.

Die Worte waren an uns beide gerichtet. Von Suko bekam der Reporter eine Antwort, von mir nicht. Ich war auf einmal nicht mehr in der Lage dazu, denn bei mir hatte sich etwas verändert.

Es begann mit einem Stich im Kopf. Ein kurzes schmerzhaftes Ziehen nur.

›John Sinclair!‹ Das war eine ferne Stimme, die mich erreichte. Die Stimme einer Frau, die ich schon gehört hatte.

›Ja?‹ Ich antwortete ebenfalls nur gedanklich und hoffte, daß ich auch eine Antwort bekam.

Die erfolgte tatsächlich. ›John Sinclair, erkennst du mich nicht?‹

›Wer bist du denn?‹

›Miriam di Carlo!‹ Plötzlich wußte ich Bescheid. Miriam di Carlo, das Medium, das den Untergang Londons vorausgesehen hatte und bei unserer zweiten Begegnung in ein geheimnisumwittertes Land geholt worden war mit dem Namen Aibon. [3] Und Aibon war eng mit dem Rätsel des Dunklen Grals verknüpft.

Kalt rann es meinen Rücken hinab. Dieser Kontakt war so plötzlich gekommen, daß ich ihn kaum verkraften konnte. Mit Miriams Stimme hätte ich nie gerechnet.

›Du meldest dich aus Aibon?‹ formulierte ich in Gedanken.

›Ja, ich bin noch dort.‹

›Willst du auch mich holen?‹ Da lachte sie leise. ›Du weißt, John Sinclair, daß dir dieses Land noch verschlossen bleiben muß. Aber ich kann dir Tips geben. Ich will Aibon nicht als Land des Bösen haben. Es gibt Kräfte, die an seinen Grundfesten rütteln. Und sie haben auch mit dir zu tun, denn du bist ihnen auf der Spur.‹

›Was kann ich also für dich oder für Aibon tun?‹ stellte ich gedanklich meine nächste Frage.

Miriam di Carlo antwortete mir nicht direkt, sondern ein wenig umschrieben und sehr ausführlich. ›Dir ist bekannt, daß es dieses geheimnisvolle Land gibt. Hier ist vieles anders, hier herrschen andere Gesetze. Wir leben nach den Riten der alten Druiden-Magie.

Aibon ist mächtig. Es lebt aus seiner eigenen Kraft, es ist fast ein Paradies. Aber auch wir müssen uns Anfeindungen gefallen lassen. Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Dieses Sprichwort habe ich gelernt, und es fand auch im Lande Aibon seinen Widerhall. Von außen wirken Kräfte auf uns ein, die wir nicht beeinflussen und auch nicht lenken können. Sie sind einfach da und versuchen immer wieder, unsere Grenzen aufzureißen. Manchmal haben sie Erfolg damit, denn auch der Herrscher von Aibon ist eine zwielichtige Gestalt.‹

»Der Seher?« hauchte ich und merkte überhaupt nicht, daß ich das Wort ausgesprochen hatte.

Meine Freunde starrten mich wie hypnotisiert an. Sie hatten sich auf

ihren Stühlen vorgebeugt, doch niemand wagte es, mich zu stören, denn sie ahnten, daß ich mich in einem visionären stummen Zwiegespräch befand.

Miriam di Carlo, die mir gleichzeitig nah und doch so fern war, ging auf ihre letzte Bemerkung nicht ein, sondern fuhr fort, über die Feinde zu sprechen. ›Sie rütteln an den Grenzen, und es sind mächtige Dämonen darunter. Sogar der Fürst der Hölle wollte Aibon nicht in Ruhe lassen…‹

›Asmodis?‹

›Nein. Mit ihm wären wir fertig geworden. Er ist ja nur ein Statthalter.

Es war das Böse überhaupt. Das Urschlechte, das nach der ersten großen Auseinandersetzung stattgefunden hat. Und dafür gibt es nur einen einzigen Namen.‹

›Luzifer!‹

›Du hast recht, John Sinclair. Es war Luzifer, der uns in die Quere kam und an die Grenzen stieß.‹

›Hat er es geschafft?‹

›Ja und nein. Er griff in eurer Welt und in eurer Zeit an, wobei er etwas an sich riß, das ihm nicht gehörte. Es waren Waffen. Sieben Dolche, John Sinclair…‹

›Mandra Korabs Waffen…‹

›Ich bin erfreut, daß du darüber Bescheid weißt. Auch wenn es mir egal sein kann, wer Mandra Korab ist. Wichtig sind die Dolche, die Luzifer an sich nahm und sie fortschleuderte, damit sie Unheil in die Welt bringen konnten, denn durch seine Kraft und seine Magie hat er sie zu gefährlichen Waffen gemacht.‹

›Wir haben vier gefunden…‹

›Laß mich weiterreden, Geisterjäger. Ich habe nicht mehr viel Zeit, denn es kostet mich Kraft, die Verbindung aufrechtzuerhalten.

Sieben Dolche waren es, vier habt ihr gefunden. Drei sind noch verschollen und brachten eine Botschaft mit, die der Struktur und dem Aufbau dieses Landes in allem widerspricht…‹ Eigentlich hätte sie nicht mehr weiter zu reden brauchen. Ich wußte Bescheid, wo sich die drei letzten Dolche befanden. Luzifer hatte die Grenzen zu Aibon gesprengt und die Dolche in dieses Land hineingeschleudert, wo sie nicht hingehörten.

›Sind sie noch da?‹ fragte ich.

›Ja. Zwei von ihnen.‹

›Dann gib sie mir.‹

›Ich würde es gern machen, John Sinclair. Leider ist es nicht so einfach. Wir kommen nicht heran, denn Luzifers Magie schützt diese Waffen. Nur einen Dolch hat er freigegeben. Er befindet sich wieder dort, wo er hingehört. Auf der Erde und in eurer Welt. Nur hat ihn

nicht der bekommen, dem er eigentlich gehört.‹

›Wer dann?‹

›Ein Mann, der einen menschlichen Namen trägt. Frank Boysen. Er bekam die Waffe, nachdem er zuvor durch sie ermordet wurde. Ein anderer brachte ihn um, damit Frank Boysen leben konnte.‹

›Das verstehe ich nicht.‹

›Es ist auch nicht einfach zu begreifen, deshalb mach ich dir keinen Vorwurf. Frank Boysen war einmal einer von uns, bis er als Mensch wiedergeboren wurde. Um aber wieder zu dem zu werden, was er einmal war, mußte er sterben. Das tat er auch. Es gab einen Mann, der als Werkzeug benutzt wurde und den geheimnisvollen Kräften des Landes Aibon nichts entgegensetzen konnte. Er saß in einem Gefängnis.

Durch die magische Hilfe des alten Druidenzaubers konnte er entkommen und führte seinen Auftrag aus. Er stieß Frank Boysen den Dolch in den Hals, tötete ihn und holte mit dieser Tat gleichzeitig sein erstes Leben zurück. Frank Boysen, der aussieht wie ein Mensch, ist ein abtrünniger Druide, der auch in Aibon zu den Ausgestoßenen gehörte.

Ihn hat die unheimliche Macht des Höllenfürsten Luzifer gestreift und ihm Kraft gegeben. Er kann nicht nach Aibon zurückkehren, doch er besitzt das Wissen dieses Landes. Er ist euch Menschen überlegen. Er kann tun und lassen, was er will. Zudem besitzt er den Dolch. Wenn er ihn einsetzt, wird es Tote geben. Deshalb mußt du ihn stoppen, John Sinclair. Du als Mensch bist gezwungen, dem Lande Aibon, das du nicht kennst, wieder einmal zu helfen…‹ Es waren starke Worte, die ich da vernommen hatte, aber ich wollte mehr wissen und brachte den Seher mit in das geheimnisvolle Zwiegespräch.

›Auf ihn können wir uns nicht verlassen, John Sinclair.‹ So lautete die Antwort.

›Steht er denn nicht auf der Seite des Guten?‹

›Vielleicht, manchmal. Vielleicht auch nicht. Ich weiß, daß er dir geholfen hat, aber der Seher ist nicht so, wie du immer annimmst.

Das habe ich gemerkt. Wenn du dich mit ihm beschäftigst, John Sinclair, mußt du umdenken. Sehr stark sogar. Diesen einen Rat will ich dir noch zum Schluß mitgeben. Und finde Frank Boysen. Er ist in der Stadt, er hat Helfer, er…‹ Ich hatte noch so viele Fragen auf der Zunge liegen, doch die Verbindung war plötzlich unterbrochen.

Nichts mehr. So sehr ich auch rief und in Gedanken formulierte, Miriam di Carlo rührte sich nicht.

Es war vorbei.

Ich saß noch immer wie erstarrt auf dem Stuhl und merkte überhaupt nicht, was um mich herum vorging. Meine Gedanken bewegten sich in

völlig anderen Dimensionen, sie horchten, tasteten und fühlten, doch sie trafen ins Leere. Der Kontakt war unterbrochen.

Schwer atmete ich und spürte eine Hand auf meiner Schulter. Jemand schüttelte mich.

Ich öffnete die Augen.

Bill Conolly und Suko starrten mich an!

Ihre Gesichter brachten mich wieder zurück in die Realität. Zu sprechen brauchten die beiden Freunde nichts, ich sah nur den besorgten Ausdruck in ihren Augen und wußte genug. Das Lächeln, das ich mir abquälte, war gekünstelt. Mit meinen Gedanken war ich überhaupt nicht bei der Sache und bewegte mich in irgendwelchen fremden Ebenen.

»Komm zu dir, John!« Bill sagte die Worte und schüttelte mich noch einmal durch.

»Ich bin kein Sieb!« antwortete ich trocken.

»Endlich bist du wieder bei uns«, hörte ich den Reporter antworten.

Ich wischte über meine Augen. »Das war ich doch die ganze Zeit über. Oder etwa nicht?«

»Ja und nein«, sagte Suko. »Du warst zwar körperlich anwesend, aber deine Gedanken befanden sich woanders. Wo, John?«

»Bei einer Frau!«

Bill und Suko schauten mich so überrascht an, daß ich lächeln mußte.

Sie schüttelten die Köpfe. Ihre Gesichter zeigten einen Ausdruck, als würden sie mich als reif für die Anstalt einstufen.

»Mußt du jetzt schon von Frauen träumen, während wir uns über einen Fall unterhalten wollen?« spottete Bill.

»In diesem Falle schon. Es drehte sich bei dieser Person um Miriam di Carlo.«

Suko wußte Bescheid. »Das Medium!«

»Und Bewohnerin des Landes Aibon!« fügte ich noch hinzu. Ich brauchte den Begriff Aibon nicht erst zu erklären. Bill Conolly war informiert, denn auch er wußte von dem geheimnisvollen Dunklen Gral.

Als wir damals gegen den Angst-Dämon Urak kämpften, war dieser Begriff zum erstenmal aufgetaucht.[4]

»Dann hat sie mit dir Kontakt aufgenommen?« fragte Suko.

»So ist es.«

»Ging es um unseren Fäll?«

»Ja. Das war der Grund.« Ich fing an zu berichten. Meine Freunde hörten gespannt zu, wobei sie hin und wieder die Köpfe schüttelten, weil sie einfach nicht begreifen wollten, was da geschehen war. Ich hatte eine sehr starke Magie erlebt und war mir sicher, daß ich nur durch sie allein weiterkommen würde.

Zum Glück war die Erinnerung noch frisch, so daß ich fast wortwörtlich wiedergeben konnte, was man mir berichtet hatte. Im Mittelpunkt stand der Name Frank Boysen.

»Er ist also ein Druide!« stellte Suko fest.

Ich nickte. »Der in einer Tarnexistenz unter uns gelebt hat. Das ist nun vorbei.«

»Also müssen wir damit rechnen, daß er zuschlägt!« faßte der Reporter zusammen.

»Leider.«

»Fragt sich nur, wo wir ihn finden können. Oder hat Miriam di Carlo etwas gesagt?«

Ich schüttelte auf Sukos Frage hin den Kopf.

»Dann sind wir so schlau wie zuvor.«

»Nicht ganz«, widersprach ich. »Ein wenig mehr wissen wir schon. Wir haben es mit einem Abtrünnigen aus dem Lande Aibon zu tun, der einen von Mandras Dolchen besitzt.«

»Sollen wir unserem indischen Freund nicht Bescheid geben?«

»Das ist noch zu früh«, sagte ich. »Nein, nein, laßt mal. Sollten wir Erfolg haben, können wir es noch immer tun.«

Mit diesem Vorschlag waren auch Bill Conolly und Suko einverstanden. Es gab nach wie vor das Problem des Auffindens. Frank Boysen hatte keine Spuren hinterlassen. Wir wußten nicht, hinter welcher Existenz er sich verbarg, und das war das Fatale.

»Vielleicht meldet er sich von selbst«, sagte Bill.

»Wie kommst du darauf?«

»Er scheint doch zu wissen, daß man ihm auf der Spur ist.«

»Optimist.« Ich grinste.

»Wenn er gewohnt ist, Widerstände aus dem Weg zu räumen, wird er sich irgendwann einmal mit uns beschäftigen müssen«, erklärte Suko voller Überzeugung, »Wir wären also Lockvögel.«

»Genau.«

Ich wiegte den Kopf. »Das kann ziemlich lange dauern. Dagegen habe ich etwas. Miriam di Carlos Erklärungen klangen, so langatmig die Ausführungen auch waren, doch ziemlich drängend. Zudem scheint er auch Helfer zu haben.« Darauf sprangen meine beiden Partner sofort an.

»Wen meinst du denn damit?«

»Keine Ahnung.«

Bill hatte noch eine Frage. »Ist der Dolch eigentlich gefährlich?«

»Im Prinzip nicht«, antwortete ich.

»Aber?«

Ich hob die Schultern. »Genaues kann ich dir nicht sagen. Luzifer muß ihn manipuliert haben. Eigentlich ist Aibon ein friedliches Land, obwohl es dort Strömungen gibt, die das Gegenteil vermuten lassen.«

Niemand wiedersprach mir. Ich winkte den Ober, um zu zahlen.
Bill und Suko hatten sich bereits erhoben, ich war noch sitzengeblieben. Der Ober kam schnell, nahm das Geld, ich ließ mir nichts mehr herausgeben und wollte ebenfalls aufstehen.
In der Bewegung fiel mir etwas auf. Bill und Suko standen seltsam steif auf der Stelle. Sie erinnerten mich an Statuen, und ihre Blicke waren warnend auf mich gerichtet.
Sehr genau schaute ich hin und auch an ihnen vorbei, denn erst da fiel es mir auf.
Meine Freunde waren nicht mehr allein. Zwei Gestalten hatten sich zu ihnen gesellt.
Die Männer in Grau.
Aibons Hüter!

***

Er besaß den Dolch, er besaß die Macht, und er war ein Kind des Landes Aibon. Nach seinem ›Tod‹ floß in seinen Adern ein fremdes, dennoch altes Blut, das ihm eine Stärke gab, die er ausnutzen wollte.
Er selbst fühlte sich als unbesiegbar. Da konnte kommen, was wollte, ihn machte man nicht nieder.
Vor den Menschen fürchtete er sich nicht mehr, deshalb konnte er sich Dinge erlauben, die noch vor einem Tag für ihn als nicht akzeptabel galten. Jetzt hatte sich die Lage verschoben, und er wollte zuschlagen, sei es auch nur als Test.
So verließ er sein Haus und stieg wieder in die U-Bahn. Er sah aus wie immer, er stellte sich an seinen Stammplatz und hielt sich an einem Haltegriff fest.
Wie üblich glitt sein Blick über die Gesichter der Mitreisenden.
Auch er wurde gesehen, gemustert, mal gleichgültig, mal mit etwas mehr Interesse, oder auch spöttisch.
Doch niemand der Passagiere schaute ihn sich näher an, und so fiel keinem das seltsame grüne Funkeln in seinen Augen auf, das am Tag zuvor noch nicht dagewesen war.
Die linke Hand hatte er frei. Den Arm winkelte er an und legte die Finger auf den Dolchgriff. Es war seltsam. Eigentlich hätte er die Kraft seines ersten Lebens spüren müssen, doch dieser Dolch schien einen anderen Weg zu verfolgen.
Hatte man ihn manipuliert? War er vielleicht nicht mit der Kraft des vergessenen Landes gefüllt, sondern mit einer viel böseren?
Während die U-Bahn durch die Tunnels raste, dachte er darüber nach, und es fiel ihm schwer, seine eigenen Ergebnisse zu akzeptieren.
Eigentlich war Aibon gut…
Die Macht der uralten Druiden-Priester war dem Guten geweiht.
Sie verabscheuten Gewalt, haßten das Böse, und auch in Aibon, dem

geheimnisvollen Land der Druiden, galt dieses Gesetz.

Daß er dennoch den Drang nach Bösem in sich spürte, verunsicherte ihn. Möglicherweise hing es überhaupt nicht mit Aibon zusammen, sondern nur mit der Waffe, die in der Scheide an seinem Gürtel steckte.

War Aibon nur der Background gewesen, um dieses neue Leben führen zu können? Und war er, Frank Boysen, vielleicht nur Mittel und Zweck für ein Wesen oder eine Gestalt, die ihm selbst unbekannt war, auch aus den Zeiten, als er noch in Aibon als Druide lebte?

Diese Fragen beschäftigten ihn stark. Dennoch machte er sich nicht die Mühe, Antworten zu suchen. Vielleicht wäre es bei ihm zu einer Umkehr gekommen, so aber nahm das Schicksal seinen verhängnisvollen Lauf.

Boysen hatte sich entschlossen, auszuprobieren, welch eine Macht er besaß. Ein bestimmter Plan saß bereits fest in seinem Kopf. Das Theater, in dem er beschäftigt war, lag in Soho, wie so viele kleine Theater, Künstlerstammtische sowie Experimentierbühnen. Normalerweise fuhr Boysen stets bis zur Station Oxford Circus, diesmal jedoch stieg er eine Haltestelle früher aus. Den Rest wollte er zu Fuß gehen, das hatte seinen Grund.

Mittlerweile hatte sich der Wagen fast gefüllt. Es war zu sehen, wie nahe das Zentrum Londons lag – Picadilly Circus.

Genau hier wollte Frank Boysen die U-Bahn verlassen.

Der Zug wurde bereits langsamer. Erste Bremsmanöver folgten ruckartig. Eine übergewichtige Frau stieß mit ihrem Hinterteil gegen Boysen und brachte ihn fast aus dem Rhythmus. Die Frau entschuldigte sich nicht einmal. Wie eine Walze drängte sie vor, um als eine der ersten den Ausgang zu erreichen.

Boysen ließ sich Zeit. Im Strom der Fahrgäste ließ er sich auf den Bahnsteig spülen und wandte sich sofort einem der zahlreichen Ausgänge zu, die ihn an die Oberwelt führten.

Piccadilly Circus – das bedeutete Hektik, Lärm, buntes Treiben, Tauben, Kreisverkehr und manchmal Chaos, das die Briten jedoch mit der ihren angeborenen Ruhe hinnahmen.

Auch Frank Boysen war nicht aufgeregt, als er vor dem U-Bahn-Eingang stehenblieb, die Zigarettenschachtel hervorholte und sich ein Stäbchen anzündete. Der Wind blies das Streichholz aus, das sehr bald zu Boden flatterte.

Gemächlich ging er weiter. Sein Weg führte ihn in eine Richtung, wo berühmte Londoner Straßen liegen. Carnaby Street, Regent Street und Oxford Street. Ein Mekka für Festland-Touristen. Ihn interessierte das alles nicht. Er kannte London schließlich.

Und dennoch gab es da eine Sache, der er eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Es war eine Privatbank.

Er wußte nicht einmal den Namen, kannte nur das hohe Gebäude aus der Gründerzeit mit seinen Säulenfassaden und der großen Treppe aus dunkelroten Steinen.

In dieser Bank wollte er sich selbst testen, um anschließend den Coup zu landen.

Privatbanken waren ebenso gut gesichert wie normale. Dafür herrschte in ihren Räumen nie der große Andrang. Man konnte hineingehen und sich umschauen.

Boysen lächelte, als er daran dachte. Umschauen würde er sich.

Und dann wollte er zuschlagen.

Frank passierte kleine Geschäfte, zwei Einfahrten, wovon eine schon auf den Hinterhof der Bank führte. Dort wurde ein Wagen beladen.

Zwei Sicherheitsbeamte in dunklen Uniformen deckten den hinteren Ausgang der Einfahrt ab. Die Männer waren bewaffnet. Aus den offenen Holstern ragten die Griffe schwerer Revolver.

Blitzschnell änderte der Mann seinen Plan. Es wurde Geld weggeschafft, das konnte er erkennen, und er sah auch das Heck des Transportwagens, dessen hintere Ladetüren weit offen waren.

Eigentlich die Gelegenheit.

Boysen tat so, als wollte er an der Einfahrt vorbeigehen und drehte sich erst im letzten Augenblick, als auch das Interesse der Wärter an seiner Person erloschen war. Er hatte den Dolch bei dieser Drehbewegung aus der Scheide gezogen, hielt ihn in der rechten Hand und dabei so dicht an seinen Oberschenkel gepreßt, daß es den zwei Wärtern nicht auffallen konnte.

Wie erwähnt, die Aufpasser hatten den einzelnen Mann schon vergessen und wurden erst wieder aufmerksam, als er die Hälfte der Einfahrt hinter sich gelassen hatte. Zudem hielt er sich dicht an der Mauer, und es fielen einige Strahlen der schon tiefer stehenden Sonne von vorn in die Einfahrt.

Insgesamt ungünstige Verhältnisse für die beiden Wachtposten.

Zu spät wurden sie aktiv.

Ein lautes »Stop!« hallte Boysen entgegen. Der Sprecher hatte auch seine Hand auf den Revolverkolben gelegt.

Frank ging weiter. Damit hatten die Wächter nicht gerechnet. Bis sie reagierten, hatte er sie schon erreicht und blieb vor ihnen stehen.

Er schaute zu ihnen hoch.

Der linke Aufpasser holte Luft. In seinen Augen blitzte die nackte Wut. Er ärgerte sich darüber, daß man ihn verladen hatte und wollte den Mann vor ihm anfauchen, als Boysen die Aktivitäten übernahm.

Er stieß zu.

Dabei kantete er die Waffe mit der pechschwarzen Klinge nur hoch und drückte sie nach vorn.

Sie glitt durch Stoff, Fleisch und Muskeln, während der Wächter den Mund aufriß, jedoch nicht dazu kam, einen Schrei auszustoßen.

Bevor sein Partner begriff, was geschehen war und den Revolver ziehen konnte, hatte ihn der zweite Stich erwischt.

Der Mann kippte nach vorn. Boysen trat zur Seite. Er wollte nicht umgerannt werden.

Wenige Schritte hinter ihm fiel der zweite Aufpasser auf den Bauch und blieb liegen.

Der erste war gegen die Wand getaumelt. Mit dem Rücken hatte er sich dagegen gepreßt, die Hände drückte er auf die Wunde im Leib, während das Blut aus seinem Gesicht gewichen war und er die Augen weit aufgerissen hatte.

Allmählich sackte er in die Knie. Dabei verfärbte sich die Haut. Sie wurde grau und bekam einen schwarzen öligen Glanz. Ohne einen Laut ausgestoßen zu haben, fiel der Mann auf die Seite und blieb in einer verkrümmten Haltung liegen, während sein Kollege sich ebenfalls nicht mehr rührte. Aus seiner Uniform drangen Dampfschwaden. Es hatte den Anschein, als würde der Körper innerlich verbrennen!

Frank Boysen nickte zufrieden. Er schaute auf den Dolch. Für ihn war es eine Wunderklinge, und ein knappes Lächeln faserte um seine Lippen. Danach ging er weiter.

Er ließ die beiden Männer in der Einfahrt liegen. Auch über dem Körper des zweiten lag mittlerweile eine Rauchwolke, die allmählich vom trägen Wind zerfasert wurde.

Die Türen des Geldtransporters waren noch nicht geschlossen.

Frank Boysen hörte Stimmen, sah die Männer jedoch nicht. Wahrscheinlich befanden sie sich noch innerhalb des Bankgebäudes, dessen Rückseite er sehr bald sehen konnte.

Eine hohe Fassade mit zahlreichen Fenstern und geschwungenen Eisengittern davor.

Die Hintertür stand offen. Ein breites Portal. Frei war der Blick in den ebenso breiten Flur. Neben dem Eingang stand ein schnittiger schwarzer Alfa Romeo mit offener Fahrertür. Zudem steckte der Zündschlüssel.

Frank wußte nicht, wem der Wagen gehörte, möglicherweise dem Mann, den er am unteren Ende der in den Keller führenden Treppe sah.

Ein Managertyp mit hellem Anzug und blauem Seidenhemd. Die schmale Krawatte sah aus wie ein weißer Strich.

Der Mann begleitete zwei Männer, die eine Geldkassette trugen.

Sie besaß an zwei Seiten Griffe.

Frank Boysen lächelte wieder. Genau diese Kassette wollte er haben, und er würde sie bekommen.

»Beeilen Sie sich!« rief der gut Gekleidete. »Wir sind sowieso schon zu spät. Außerdem müssen wir noch bei einer anderen Bank…« Er verstummte, denn sein Blick war die Treppe hochgefallen und damit auch auf den vor der letzten Stufe stehenden Frank Boysen.

»Was tun Sie hier?« Der Knabe hatte sofort erkannt, daß Boysen nicht zur Bank gehörte.

»Ich will das Geld!«

Diese einfach gesprochenen Worte erzeugten bei dem modisch Gekleideten ein Lachen.

Zwei Sekunden später blieb ihm das Lachen im Hals stecken, denn da spürte er den brennenden Schmerz, der ihn fast zu zerreißen drohte.

Frank Boysen hatte den Dolch geworfen.

Ein roter Fleck breitete sich auf dem Jackett des Mannes aus. Er selbst kippte nach hinten und wurde von den beiden Kassettenträgern nur mühsam aufgefangen.

Sie waren so überrascht, daß sie sich um Boysen nicht kümmerten und dieser sich die Zeit nahm, auf die beiden zuzugehen. Er schritt lässig, dabei lächelte er noch. Die schwarze Dolchklinge steckte in der Brust des Toten, während der Griff wie ein Fanal aus kaltem Blut leuchtete.

Der Tote lag auf der Treppe. Er starrte gegen die hohe Decke. Aus seinem Körper krochen erste Rauchschwaden und bildeten einen feinen Nebel.

So etwas hatten die beiden anderen Männer noch nie in ihrem Leben gesehen. Sie ahnten, daß sie es hier mit einem Gegner zu tun hatten, der ihnen überlegen war.

Helden waren sie nicht Dafür wurden sie auch nicht bezahlt.

Deshalb taten sie das, was in ihrer Situation am besten war. Sie machten kehrt, kümmerten sich einen Teufel um die Kassette mit dem Geld und flohen die Treppe hinab in den Keller.

Boysen ließ sich Zeit. Mit einem Ruck zog er den Dolch aus dem Körper des Toten, um anschließend die Kassette an sich zu nehmen.

Zwei Männer hatten sie zuvor getragen. Er schaffte sie allein und klemmte sie unter seinen linken Arm. Gelassen stieg er die Stufen hoch, als grell und schrill eine Alarmsirene anfing zu läuten.

Es war ein Geräusch, das einem Menschen durch Mark und Bein schnitt, wobei es ihm zumeist Schauer über die Haut jagte. Boysen kümmerte sich nicht darum. Er war sich seiner Sache sicher. Zunächst einmal wollte er mit dem Geld verschwinden.

Dabei hatte er keine Lust, zu Fuß zu gehen. Der Alfa kam ihm gerade recht. Die offene Tür, der im Schloß steckende Zündschlüssel, was wollte er mehr? Das Schicksal schien die Karten für ihn sehr günstig gemischt zu haben.

Die schwere Kassette schleuderte er auf den Beifahrersitz, wo sie

nachschaukelte und gegen die Innenverkleidung der Tür schrammte.

Der Alfa war niedrig. Auch Boysen mußte sich bücken, um sich in den Schalensitz fallen lassen zu können.

Noch in der Bewegung wurde er angesprochen. Er stand in einer Schräghaltung, hörte die Stimme und drehte ein wenig den Kopf, denn sie war vom Hinterausgang aufgeklungen.

Dort stand ein Uniformierter und hielt eine Waffe in der Hand, während noch immer die Alarmsirene läutete. Der Mann hatte eine Combat-Stellung eingenommen. Das Gesicht unter dem dunklen Mützenschirm war nur mehr ein bleicher Fleck.

»Heben Sie die Hände und weg vom Wagen!« schrie er.

Boysen lächelte nur und schüttelte den Kopf.

Da schoß der Mann.

Frank Boysen schaute direkt in das Mündungsfeuer hinein. Noch während er es sah, bekam er die Kugel mit. Der Einschlag traf in der Brust. Normalerweise wäre er tot gewesen, aber konnte man einen Toten noch umbringen?

Der Mann, der geschossen hatte, sah seinen Treffer, ließ die Waffe sinken und glaubte, den Verstand zu verlieren, als der andere seelenruhig einstieg und die Tür hinter sich zuschlug.

Für ihn war es unbegreiflich. Er rührte sich nicht vom Fleck, die Gesichtszüge entgleisten ihm, und erst das laute Röhren des Motors schreckte ihn auf.

Er begann wieder zu denken und hatte auch eine Erklärung parat.

Panzerweste, der Kerl mußte eine Panzerweste tragen. Eine andere Lösung gab es für ihn nicht.

Und er wußte auch, wie er den Räuber stoppen konnte. Indem er auf seinen Kopf zielte.

Der Alfa startete. Ein wenig ruckhaft, denn die hinteren Reifen drehten kurz durch. Dann bekam der Wagen Fahrt, und Frank Boysen mußte heftig am Lenkrad kurbeln, um die Kurve nehmen zu können, damit der Wagen in die Einfahrt schoß.

Schüsse peitschten.

Ein hämmerndes Revolver-Stakkato mischte sich in den heulenden Klang der Alarmsirenen. Das Schießen hatte man dem Mann beigebracht. Er feuerte gegen die Frontscheibe, die von den Geschossen zerhackt wurde, Löcher bekam, und der Schütze sah, daß der Mann hinter dem Steuer einige Male getroffen wurde.

Auch am Kopf.

Das mußte das Ende sein.

Dennoch raste der Wagen weiter. Und er bekam die Kurve, so daß er in die Einfahrt schießen konnte. Die breiten Reifen rollten über die am Boden liegenden Wärter hinweg, doch sie drückten keine Körper mehr zusammen, weil diese längst zu Staub geworden waren.

In England hält man auf Tradition. Von diesem Grundsatz weichen auch Banken nicht ab. Besonders Privatbanken nicht. Die Bank, die Frank Boysen beraubt hatte, besaß neben der hochmodernen Alarmanlage noch ein uraltes Sicherheitssystem, das ebenfalls in Bewegung gesetzt wurde. Als Boysen die Ausfahrt fast erreicht hatte, trat dieses System in Aktion.

Aus der Decke fiel ein eisernes Fallgitter, wie man es von Schlössern und Burgen her kennt.

Abstoppen konnte Boysen den Wagen nicht mehr. Er jagte voll in das Gitter hinein, dessen dicht beieinanderstehenden Stäbe sich zwar ein wenig nach außen bogen, aber hielten.

Dafür wurde die Schnauze des schwarzen Alfa so zusammengedrückt, als wäre sie eine Ziehharmonika.

Boysen hatte sich in der Kürze der Zeit nicht angeschnallt. Die Fliehkräfte packten ihn. Er wußte nicht zu sagen, wie alles geschehen war, plötzlich befand sich sein Körper nicht mehr auf dem Sitz. Er war hochgeschleudert und über das Lenkrad hinweggedriftet worden.

Boysen durchbrach die Reste der noch vorhandenen Scheibe, prallte auf die Motorhaube, schlitterte über sie hinweg und rammte mit dem Schädel gegen zwei Eisenstäbe.

Bei einem normalen Menschen wäre Schluß gewesen. Nicht bei Boysen. Die Kraft trieb ihn von der Motorhaube hinunter neben den Wagen, wo er dicht am rechten Vorderrad liegenblieb, die Arme anwinkelte und sich zunächst einmal aufstützte.

Er hörte schnelle Schritte. Ohne sich umzudrehen wußte er, daß es sich bei dem Näherkommenden nur um den Mann handeln konnte, der auf ihn geschossen hatte.

Er war es in der Tat.

Seinen ersten Schock hatte er überwunden und sich mit der Ausrede abgespeist, daß er wohl doch nicht die Brust des Bankräubers getroffen hatte, sondern den Türhohn. Die Panzerweste vergaß er.

Danach war er sicher gewesen. Dieser Kerl sollte nicht entkommen.

Zudem hatte er noch das harte Rasseln des Fallgitters gehört und gleichzeitig auch den berstenden, splitternden Knall, als der Alfa voll in das Gitter jagte.

Das überlebte keiner.

Der Mann sah sich schon als Held auf den Titelseiten der Gazetten und tauchte in die Einfahrt hinein. Seine Sohlen hämmerten auf dem Kopfsteinpflaster, und er sah auch die Gestalt neben dem rechten Vorderrad aufgestützt liegen.

Das Rad stand seltsam schräg, der Wagen selbst sah schlimm aus.

Nur mehr ein zum Verschrotten bereitstehender Haufen Blech.

Zwei Fehler hatte der Mann begangen. Er hätte zunächst die Waffe nachladen und hätte mißtrauisch über die Haltung des Fahrers werden

sollen.

In seiner Helden-Euphorie dachte er nicht daran.

Bis sich der andere umdrehte. Dabei stand er nicht einmal auf. Er behielt die geduckte Haltung und der »Held«, der ihn fast erreicht hatte, blieb wie angewurzelt stehen.

Was er da zu sehen bekam, riß ihn fast von den Beinen!

Der Mann lebte. Aber – und das war das Ungeheuerliche –, er hatte sich auf eine schreckliche Art und Weise verändert. Seine Gesichtshaut strahlte in einem giftigen Grün. Zudem schien sie aus mehreren Schichten zu bestehen, die man kurzerhand übereinandergesetzt hatte wie kleine Pailletten.

Das war noch nicht alles.

Bei den zweiten Schüssen hatte der Mann den Fahrer tatsächlich erwischt. Einmal am Kinn und zum anderen direkt über der Nasenwurzel. Beide Kugeln steckten noch und schauten sogar aus der grünlichen Masse hervor. Die gelblichen Messinghülsen blinkten wie verschmutztes Gold.

Frank Boysen wußte, wie er aussah. Und sein kaltes Lächeln trug nicht dazu bei, ihn schöner zu machen. Im Gegenteil. Aus seinem Gesicht leuchtete die Gier des Teufels.

Den Dolch hielt er fest. Die Spitze der schwarzen Klinge zeigte auf den Wächter, als wollte sie ihn jeden Moment durchbohren.

»Nun?« fragte Boysen mit völlig normal klingender Stimme.

»Wolltest du mich nicht stellen?«

Der Wächter war fertig mit den Nerven. Er stieß einen Schrei aus und warf sich auf dem Absatz herum. So schnell er konnte, rannte er den gleichen Weg wieder zurück.

Boysen lächelte nur kalt. Er folgte dem Mann, während er schreckliche Worte murmelte: »Ihr habt es nicht anders gewollt!« flüsterte er. »Dann tragt auch die Folgen. Jetzt werde ich mit euch abrechnen, und zwar im Namen des Bösen, im Namen Luzifers…«

***

Männer in grauen Anzügen! Halb Druiden, halb Menschen, halb Schattenwesen. Mit grünen Augen versehen, so hatte ich sie bei meiner ersten Begegnung mit ihnen kennengelernt, und sie hatten sich nicht verändert.[5]

Sie waren die Hüter des Dunklen Grals. Das jedenfalls hatten sie gesagt. Und nun standen sie hinter Suko und Bill Conolly, wobei sich in ihren leicht gelblich schimmernden Gesichtern kein Muskel bewegte.

Diese Männer besaßen eine große Macht, denn sie waren mit seltsamen Waffen ausgestattet, die so harmlos aussahen.

Steine…

Flache, ovale Steine, völlig normal, wie an Spielzeuge erinnernd, aber brandgefährlich, das hatte ich erlebt, als diese Steine einen Vampir vernichteten, der sich innerhalb einer Sekunde zu Staub auflöste.

Wahrscheinlich trugen sie auch jetzt die Steine bei sich und hatten durch sie meine Freunde Bill und Suko in ihre Gewalt gebracht.

Die beiden schauten mich nur an. Ich hatte das Gefühl, als wollten sie mich ansprechen, aber sie schafften es leider nicht, den Mund zu öffnen.

Dafür redeten die »Besucher«.

»Er ist bereits unterwegs, und er besitzt die Kraft des Landes Aibon. Du mußt ihn stoppen, sonst entfacht er eine Hölle.«

»Wo ist er?« fragte ich. Ich wußte sofort, wen die beiden meinten.

Mich interessierte auch nicht, woher sie so plötzlich kamen, ich wollte endlich einen Erfolg sehen.

Die Antwort kam. Ich hatte das Gefühl, als würden beide gleichzeitig sprechen. »Er bringt das Land der Druiden in Verruf, er vertraut nicht auf die alte Kraft der Eichenkundigen, sondern auf die des gefallenen Erzengels Luzifer.«

»Warum stoppt ihr ihn dann nicht?« unterbrach ich die Grauen, »wenn ihr schon soviel wißt.«

»Luzifer ist nicht unsere Magie!«

Es war ein folgenschwerer Satz, den die Hüter des Dunklen Grals da ausgesprochen hatten. Luzifer ist nicht unsere Magie. Darüber mußte ich erst einmal nachdenken. Was hatte das zu bedeuten? Es gab nur eine Antwort auf die Frage. Die Magie der Hölle und die der Druiden standen sich konträr gegenüber. Beide waren sehr stark, vielleicht lagen sie in der Stärke sogar auf einer Ebene, so daß die eine die andere ausschalten konnte.

Beim plötzlichen Auftauchen der Männer in Grau, dessen wahre Gestalt wohl anders aussah, hatte ich einen Schreck bekommen. Der löste sich allmählich, ich hatte genau begriffen, was sie wollten.

Keine Konfrontation, sondern Hilfe oder Zusammenarbeit.

»Wer ist dieser Mann genau, um den es hier geht?«

»Ein Abtrünniger.«

»Jemand aus Aibon.«

»Das stimmt, Geisterjäger. Das Blut der Druiden kreist in seinem Körper. Aber auch die Macht des Teufels. Luzifer persönlich hat die Magie des alten Druidenwesens völlig unter seinen Bann bekommen, indem er ihm den Dolch gab, den er in unser Reich schleuderte. Die Waffe ist verändert worden, sobald sie unter der Kontrolle des Höllenfürsten steht. Du mußt verhindern, daß mehr Unheil angerichtet wird.«

»Zeigt uns den Weg!«

»Er heißt Frank Boysen und ist in der Stadt. Wir fühlen mit ihm, obwohl wir keinen direkten Kontakt mit ihm aufnehmen können, aber wir wissen, wo er sich befindet.«

»Dann sagt es!«

»Er ist ein Mensch. Dazu ein böser Mensch. Böse Menschen kennen nur böse Taten, und die will er ausprobieren. Frank Boysen muß töten. Er ist grausam, er kennt keine Menschlichkeit, nur mehr den Tod und die Vernichtung.«

»Ist er schon dabei…«

Die Männer in Grau sprachen stets gemeinsam. »Er hat seine erste Tat hinter sich.«

»Und?«

»Tote blieben zurück. Bisher drei!«

Ich verzog das Gesicht und spürte im Magen ein drückendes Gefühl.

Drei Menschen waren schon auf sein Konto gekommen. Mit einemmal merkte ich, wie sehr die Zeit drängte. Wenn wir den Wahnsinnigen nicht stoppten, konnte er zu einem magischen Amokläufer werden. Was dann passierte, war kaum auszudenken.

Die nächsten Worte der Grauen bestätigten meinen Verdacht. »Er wird nicht aufhören zu morden, wenn du ihn nicht stoppst. Menschen zählen für ihn nicht. Er folgt dem Willen des Bösen!«

»Dann sagt, wo ich ihn finde.«

»Nicht weit von hier hält er sich auf. Er hat seine Kräfte ausprobieren wollen und will das, was man Mammon nennt.«

»Also Geld!«

»Ja. Es gibt bei euch Häuser, in denen das Geld aufbewahrt wird.«

»Das ist eine Bank!«

»Vielleicht. Dort befindet er sich und hat seine blutige Spur hinterlassen. Mehr kann ich nicht sagen. Du mußt es herausfinden. Und zwar sehr schnell…«

Die beiden Männer in Grau standen noch immer auf demselben Fleck.

Nur merkte ich jetzt, wie ihre Umrisse anfingen, sich zu bewegen.

Sie zitterten, sie flirrten und waren im nächsten Augenblick verschwunden.

Zwei Phantome hatten sich kurzerhand aufgelöst. Zurückgeblieben war nichts Konkretes. Nur die Informationen, die ich bekommen hatte, außerdem die Erinnerung.

Endlich kam ich dazu, meine beiden Freunde anzuschauen. Sie standen da wie Zinnsoldaten.

»He, Suko, Bill.«

Als ich sie ansprach zuckten sie zusammen und schauten mich ungläubig an. Beide schüttelten die Köpfe. Bill faßte sich zuerst und sagte: »Weißt du, wie ich mich fühle?«

»Nein.«
»Wie jemand, der hier steht und trotzdem weit entfernt ist.«
»Das kann vorkommen«, erwiderte ich. »Wir müssen so rasch wie möglich weg.«
»Was ist denn los?«
»Erkläre ich euch später.« Eilig drängten wir uns durch die engen Stuhlreihen. Die anderen Gäste schauten uns nach. Sie verstanden die Hektik nicht so recht. Das war mir egal. Ich hatte mehr erfahren und wußte, um was es alles ging. Deshalb mußten wir uns beeilen.
Jede Sekunde zählte.
Ich hatte meinen Bentley in der Nähe abgestellt. Während wir zu dem Silbergrauen hasteten, erstattete ich meinen beiden Freunden Bericht.
Sie konnten es kaum fassen, stellten Fragen, die ich nicht beantworten konnte.
»Wenn es einen Banküberfall gegeben hat, müßte man in der Zentrale davon wissen«, erklärte Suko und hatte damit den Kern des Problems getroffen. Auch ich dachte so.
Über Autotelefon rief ich an.
Die beiden Grauen hatten nicht gelogen. Es war tatsächlich so etwas wie ein Banküberfall vorgekommen. Nicht weit vom Piccadilly Circus entfernt. Wie es hieß, wäre der Gangster noch in der Bank.
Ich bedankte mich für die Information und legte auf. Dann setzte ich mich mit Sir James in Verbindung.
Unser Chef verstand sofort, ohne daß ich große Erklärungen nachreichen mußte. Er versprach, das Nötige in die Wege zu leiten. Ich drängte darauf, daß keiner der Polizisten den Helden spielte. Dazu war der Druide zu gefährlich.
»Das versteht sich«, antwortete mein Chef. »Aber geben auch Sie acht, John. Drei Tote hat er bereits hinterlassen. Die Meldung habe ich vorhin bekommen. Ich weiß nicht, wozu dieser Mensch noch alles fähig ist.«
»Mensch?« Ich lachte hart auf, »Nein, Sir, das ist kein Mensch. Das ist ein Monster auf zwei Beinen…«

***

Die Alarmsirene war verstummt!
Auf dem Hof und in der Nähe war das Schweigen für Sekunden erdrückend und gespenstisch geworden. Bis auf der Straße das heulende Auf und Ab der Polizeisirenen erklangen. Der Alarm hatte gefruchtet.
Die Uniformierten würden die Bank stürmen und…
Darüber konnte Frank Boysen nur lächeln. Er hatte seine Macht bewiesen. Drei Tote waren Demonstration genug. Und es würde mehr

geben, ihm war es egal.
Wieder erreichte er den Hinterausgang. Auch von dem modisch gekleideten Mann war nichts mehr zurückgeblieben als eine graue Aschespur, die sich auf den Stufen der Treppe verteilt hatte. Ein Treffer mit dem Dolch wirkte immer.
Der Keller interessierte Frank Boysen nicht mehr. Für ihn war der Bankschalter wichtiger. Schon immer hatte er davon geträumt, viel Geld zu besitzen. Dieser Traum sollte sich endlich erfüllen. Wenn er die Bank verließ, würde er reich sein. Man mußte ihm das Geld einfach geben.
Wenn sie es nicht taten, starben sie.
Er ging über Marmor. Die Dolchklinge stach aus seiner rechten Faust wie ein schwarzer Keil. Die Schritte waren zu hören. Auf den ebenfalls mit Marmor bedeckten Wänden hallten sie als Echos zurück.
Es waren Schüsse gefallen, es hatte Tote gegeben, dennoch herrschte keine Panik. Frank Boysen war zwar kein Mensch mehr im eigentlichen Sinne, er dachte nur noch so und wunderte sich darüber, daß alles in einer nahezu unnatürlichen Ruhe ablief.
Da konnte etwas nicht stimmen. Er schritt den breiten Flurgang durch und erreichte eine große Tür, die aus zwei Flügeln bestand.
Man mußte Kraft aufwenden, um sie aufzudrücken, und Boysen beeilte sich, denn er wollte vor den Polizisten im Schalterraum sein.
Die Tür war nicht verschlossen, und direkt dahinter lag die Schalterhalle.
Ein großer Raum, unterteilt in Arbeits- und Wohnzimmer. So jedenfalls war der erste Eindruck des Mannes. Es gab zahlreiche Sitzecken, mit Ledermöbeln ausstaffiert, und die dazugehörigen kleinen Rechencomputer wurden von hohen Gewächsen fast völlig verdeckt.
Hier sollte der Kunde das Gefühl bekommen, nicht in einer geschäftlich kühlen Atmosphäre behandelt zu werden, sondern in einer privaten.
Natürlich war ein Banktresen vorhanden. Wie es sich gehörte aus Holz. Es schimmerte mahagonifarben.
Die Klimaanlage sorgte für stets gleichbleibende Temperaturen.
Alles sah sehr gediegen und aufgeräumt aus. Nur eines fehlte.
Menschen!
Frank Boysen wunderte sich. Er hatte zudem keine Schreie gehört, keine Panik erlebt und stand allein in der leeren Bankhalle. Ein normaler Gangster hätte sich unwohl gefühlt, wäre unter Umständen sogar durchgedreht, Boysen verfiel in keine Panik.
Er blieb inmitten der Halle stehen, ließ seinen Blick wandern und dachte nach.
Wie war es nur möglich, daß sämtliche Angestellte die Bank

verlassen hatten? Waren sie gewarnt worden? Möglicherweise durch die Alarmsirenen und die beiden Männer, die Boysen hatte laufen lassen.

Erste Vorwürfe keimten in ihm hoch.

Er wollte es genauer wissen und ging zu einem der hohen Fenster.

Gardinen hingen vor den Scheiben. Man sollte auch von außen nicht in die Geschäftsräume blicken können.

Frank Boysen stellte sich neben eine Gardine und schob sie behutsam zur Seite.

Sein Blick fiel auf die Straße.

Er hörte kaum etwas, die Fenster schlossen schalldicht. Dafür sah er, wie die Leute reagiert hatten.

Die Polizei war da. Sie hatten die Umgebung sogar abgesperrt.

Streifenwagen standen quer. Er sah bewaffnete Männer zwischen den Fahrzeugen herumrennen, doch niemand traute sich, in die Bank zu gehen. Trotz der Waffen, die sie besaßen.

Die Leute hatten nur Deckung hinter ihren Fahrzeugen genommen.

Weshalb taten sie das?

Frank Boysen überlegte stark. Zu einem Ergebnis kam er nicht. Er schob die Gardine so weit zur Seite, daß er besser schauen konnte, und auch er wurde gesehen.

Einer der Beamten zeigte auf das Fenster.

Sofort zog sich Boysen zurück. Neben dem Fenster und an die Mauer gepreßt, blieb er stehen und wartete. Wiederum dachte er scharf nach.

Er kam zu dem Schluß, daß die Polizei dabei war, ihm eine Falle zu stellen. Konnten sie das überhaupt?

Was würde geschehen, wenn er das Bankgebäude einfach verließ wie ein normaler Kunde?

Nichts. Sie würden schießen, davor fürchtete er sich nicht. Sollten ihn die Kugeln treffen, sie taten ihm nichts. Dennoch würde es für ihn schwer sein, zu entkommen. Und ewig wollte er nicht in diesem Bau hockenbleiben. Das stand fest.

Menschen taten nichts ohne Grund. Deshalb mußte auch diese Belagerungsaktion ihren Grund haben, wobei Boysen sich fragte, wieso sie ihm auf die Spur gekommen waren. Sie mußten wissen, daß sich innerhalb der Bank kein normaler Gangster aufhielt, daß er etwas Besonderes war und man ihn nicht so einfach überwältigen konnte.

Wieder dachte er an die Warnung seines großen Mentors. Er hatte mit dem Herrscher der Hölle gesprochen. Er hatte auch von Personen berichtet, die ihm auf den Fersen waren.

Ja, das mußte es sein. Wahrscheinlich war es so, daß diese Personen ihn vernichten wollten. Aber besaßen sie überhaupt die Mittel für eine solche Tat?

Polizisten bestimmt nicht. Also hatte die Gegenseite andere Männer

aufgeboten. Er wußte nicht, wer sie waren. Das machte ihn ärgerlich.

Sicherlich würden sie draußen in guter Deckung lauern, falls sie nicht schon in der Bank steckten.

Als er daran dachte, warf er unwillkürlich einen Blick zum Ausgang hin. Da tat sich nichts.

Er war wieder beruhigt.

Dann dachte er an das Geld. Seine Träume wollte er sich erfüllen und ging zur Kasse.

Sie war zwar ge-, aber nicht verschlossen. Er zog eine auf Schienen laufende Schublade auf und sah die gebündelten Scheine. Wie hoch die Summe war, konnte er nicht sagen. Automatisch steckte er die Päckchen ein, bevor er sich wieder dem eigenen Problem zuwandte.

Jetzt brauchte er nur noch zu verschwinden. Das Geld hatte er schließlich.

Die Bank besaß eine Eingangstür aus getöntem Glas. Sie paßte sich vorzüglich dem alten wuchtigen Mauerwerk an und lief an der oberen Seite zu einem Spitzbogen zusammen. Die Tür besaß keinen Griff.

Demnach schwang sie auf einen bestimmten Kontakt hin zur Seite.

Wahrscheinlich befand der sich unter der dunklen Matte vor und hinter der Eingangstür.

Frank Boysen wollte es genau wissen. Er lief auf die Tür zu, erreichte auch die Kontaktstelle und mußte erkennen, daß sich nichts tat. Die Elektronik war abgeschaltet. Sie hatten ihn auf eine gewisse Weise in der Falle.

Das gefiel ihm überhaupt nicht, war aber nicht zu ändern. Wie sollte er vorgehen?

Seltsamerweise dachte er an seinen Job. Eigentlich hätte er jetzt am Theater eintreffen müssen. Schade, er hätte gern seine letzte Vorstellung als Requisiteur gegeben.

Nach wie vor stand er vor der Tür. Durch das Glas konnte er nach draußen schauen. Wegen der Lichtbrechung sah er die vor dem Eingang wartenden Streifenwagen verzerrt, und er zuckte zusammen, als er plötzlich eine Stimme vernahm.

»Du hast dich verkalkuliert, Frank!«

Boysen trat in den toten Winkel und hob den Kopf, weil er das Gefühl hatte, die Stimme wäre von oben gekommen. Dort sah er keinen, dennoch wußte er, daß sein Helfer zu ihm gesprochen hatte.

»Wieso habe ich mich…«

»Du hättest nicht so gierig sein sollen.«

»Es war ein Test.«

»Ich weiß. Jetzt sitzt du aber fest.«

»Sicher. Ich schaffe es schon.«

»Weißt du denn, wie du es machst?«

»Nein, noch nicht.«

Ein Lachen aus dem Unsichtbaren klang ihm entgegen. Danach vernahm er wieder die Stimme. »Der Höllenherrscher hat nun mal die Angewohnheit, seine Diener nicht im Stich zu lassen. Er verzeiht sogar Fehler wie bei dir. Deshalb werde ich dir helfen. Den Schlüssel zu allem trägst du in der Hand. Du kannst nach draußen gehen, dir einen Wagen nehmen und einfach wegfahren.«

Ich trage den Schlüssel in der Hand, dachte der vom Höllenherrscher manipulierte Druide. In der Hand hielt er nur den Dolch. War das der Schlüssel?

Der Unsichtbare bemerkte den skeptischen Blick seines Dieners und gab Frank einen Tip.

»Nimm nur den Dolch und schneide damit die Tür auf!«

»Und das gelingt?«

»Wenn ich es dir sage.« Die Stimme klang leicht ärgerlich. »Mit Hilfe dieser Waffe bin ich in das Land Aibon eingedrungen, das darfst du nie vergessen…«

»Schon gut, entschuldige.«

»Dann tu es. Nimm ein Fahrzeug und fahre davon. Ich werde dich leiten, Frank Boysen.«

Der lebende Tote mit dem grünlichen Gesicht und den Kugeln im Kopf, nickte. Er zögerte keine Sekunde länger und setzte die Spitze des Dolchs dort an, wo sich das Türschloß befand.

Kaum bekam die Spitze mit dem getönten Glas Kontakt, als ein leises Zischen ertönte. Im nächsten Augenblick schmolz das Glas genau an der Stelle weg.

Boysen lachte. Er wußte jetzt, daß die Falle nicht zugeschnappt war, und er bewegte den Dolch weiter. Als bestünde die Scheibe nur mehr aus einer weichen Masse, so gelang es ihm, ein so großes Stück aus ihr herauszuschneiden, daß er hineingehen konnte.

Von draußen wurde er dabei beobachtet. Nur lag die Tür ein Stück hinter der Treppe und war in das Mauerwerk hineingebaut worden.

Bis er die Stufen erreichte, mußte er noch einige Schritte gehen. Es würde ihm nichts ausmachen, und schon jetzt suchte er sich einen passenden Fluchtwagen aus.

Sein Blickwinkel war besser geworden. Er sah nicht nur Streifenwagen, sondern auch zivile Fahrzeuge.

Einer der Wagen war ein silbergrauer Bentley. Er stand ziemlich günstig und Frank Boysen nickte zufrieden.

Mit diesem Wagen würde er fliehen.

Genau in dem Augenblick hörte er hinter sich ein Geräusch. Es waren Schritte.

Umzudrehen brauchte er sich nicht, denn eine scharfe Stimme sprach ihn an.

»Bleib stehen, Boysen!«

***

Man konnte über unseren Chef Sir James sagen, was man wollte.

Man konnte ihn positiv sehen oder grundlegend ablehnen, eines jedoch gaben auch seine ärgsten Widersacher zu. Organisieren und Pläne aufstellen konnte er. Was der Superintendent einmal in die Hand genommen hatte, das klappte auch.

Wie in diesem Fall.

Suko, Bill und ich hatten in meinem Bentley Platz gefunden. Während ich fuhr, hielt der Inspektor permanenten Kontakt mit dem Einsatzkommando, und so erfuhr ich über Suko, daß der Einsatz auf gewisse Art und Weise gestoppt worden war.

»Die Männer gehen nicht in die Bank.«

»Und die Angestellten?« fragte ich.

»Sind draußen.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Im Fond stöhnte Bill Conolly erleichtert auf, und über Sukos Lippen zuckte ein Lächeln. Ich hatte die Magnetsirene auf das Dach gestellt, und wir kamen aus diesem Grunde schneller voran. Leider nicht so rasch, wie wir es uns vorgestellt hatten, denn zu dieser Nachmittagsstunde war auch eine Stadt wie London verkehrsmäßig gewissermaßen zu.

Manchmal fuhr ich über breite Bürgersteige. Natürlich so, daß ich keine Passanten in Gefahr brachte. Suko hielt nach wie vor mit der Zentrale Kontakt. Seinen Bemerkungen und dem Gesichtsausdruck entnahm ich, daß er zufrieden war.

Es lief alles gut.

Wir rutschten in den Verkehr am Piccadilly Circus hinein. Die Sirene auf dem Dach wimmerte ihr Lied. Fahrzeuge, Hauswände und Gesichter huschten vorbei wie Schemen.

Jetzt waren es nur mehr wenige Yards, bis zu unserem Ziel. Ich sah schon die erste Absperrung. Die Beamten waren dabei, den Verkehr umzuleiten. Es war zu einem Rückstau gekommen. Ich konnte mich über einen Gehsteig vorbeimogeln und wurde durch die Lücke gelassen.

Ich schaltete die Sirene und das Licht ab.

In eine Schneise stieß ich hinein. Die Beamten hatten geräumt, so gut es ging, und schon bald tauchten die querstehenden Streifenwagen vor der Bank in unserem Sichtfeld auf.

Auch ich stoppte. Sehr nah war ich an den Eingang der Bank herangekommen. Als wir ausstiegen, winkte uns der Einsatzleiter zu sich.

Von ihm erfuhren wir alles über den Fall. Bisher hatte sich nicht viel getan. Es war die berühmte Ruhe vor dem Sturm, und als ich einen Blick auf den Eingang warf, sah ich die Glastür geschlossen.

»Wissen Sie, wo er steckt?« fragte ich.

»Ja, in der Bank.«
»Im Keller oder…«
»Nein, er hat den Schalterraum erreicht. Wir sahen ihn, als er eine Gardine zur Seite schob.« Der Einsatzleiter schaute auf seine Schuhspitzen. »Dabei ist mir etwas aufgefallen, Sir.« Er redete so, als wollte er nicht so recht mit der Sprache herausrücken, und ich mußte ihm erst ein paar aufmunternde Worte mit auf den Weg geben.
»Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich habe ihn auch gesehen, aber das ist kein Mensch.«
»Wieso?« fragte Bill, der mit Suko zusammen neben mir stand.
»Kann ein Mensch ein giftgrünes Gesicht haben?«
Eine wirklich berechtigte Frage, wie ich zugeben mußte. Natürlich konnte ein Mensch ein grünes Gesicht haben. Er brauchte sich nur anzumalen. In diesem Fall jedoch war das nicht drin. Wir hatten es zwar der äußeren Form nach mit einem Menschen zu tun, alles andere jedoch deutete auf einen Druiden hin.
Ein Wesen, das der Magie der Eichenkundigen zugetan war und vielleicht aus deren Land stammte.
Auf jeden Fall hatten wir einen Beweis dafür bekommen, daß Frank Boysen nicht mehr der war, als der er sich noch vor Tagen ausgegeben hatte.
»Ich kann die Frage jetzt auch nicht beantworten«, erwiderte ich.
»Für uns ist allein wichtig, daß wir den anderen stoppen. Dabei müssen Sie uns helfen.«
»Ich habe den Befehl bekommen, nur zu warten.«
»Das ist auch richtig. Sie werden es weiterhin tun. Mein Kollege und ich gehen in die Bank.«
Er schaute uns groß an. »Sie allein?«
»Ja.«
»Das…«
Ich winkte ab. »Lassen Sie mal. Erklären Sie uns nur, wie wir ungesehen hineinkommen.«
Es lagen bereits Pläne vor. Suko und ich studierten sie in der Deckung eines Streifenwagens. Den Weg durch die Einfahrt konnten wir nicht nehmen. Er war durch das Gitter versperrt. Der Haupteingang interessierte uns auch nicht, also mußten wir vom Hof her hinein und erst mal ein anderes Haus betreten, um an die Rückseite der Bank zu gelangen.
Alles ein wenig kompliziert, dennoch die sicherste Lösung. Der Direktor der Bank hatte sich zu uns gesellt. Er fiel auf in seinem blauen Nadelstreifen-Anzug. Sein Gesicht war leichenblaß, doch er gab uns schließlich gute Tips.
Fünf Minuten dauerte die Diskussion. Zwischendurch warfen wir immer wieder Blicke zum Eingang hin. Ich hatte das Gefühl, daß sich

bald etwas tat. Unser Feind würde sich dort nicht ewig aufhalten wollen.

»Okay, gehen wir«, sagte Suko.

Die ersten Schritte lief Bill noch mit, bis ich ihn stoppte. »Nein, Bill, du bleibst draußen.«

»Moment, ich…« Er hob den Arm.

»Bist du bewaffnet?«

Bill senkte den Kopf. »Schon gut, John«, sagte er und drehte ab.

»Viel Glück ihr beiden. Ich warte am Bentley…«

Bevor ich etwas erwidern konnte, war er schon gegangen. Ich verstand ihn gut, aber ich konnte es nicht riskieren, einen Unbewaffneten mitzunehmen. Frank Boysen besaß den Dolch. Nach unseren Informationen war diese Waffe vom Satan manipuliert worden und entsprechend stark. Zudem war Bill als Waffenloser nicht in der Lage, einen Gegenzauber aufzubauen.

Wir tauchten in eines der Nebenhäuser. Dort hatten die Bewohner ihre Wohnungen verlassen, standen vor den Türen oder warteten in den Fluren. Wir wurden auch angesprochen, wobei wir uns die Antworten sparten. Sehr rasch erreichten wir das Hofgeviert, wo wir den Transporter mit den offenstehenden Hintertüren entdeckten.

»Sie hatten Geld wegschaffen wollen«, sagte Suko.

Der Wagen stand günstig. In seiner Deckung näherten wir uns dem Hintereingang der Bank.

Aufgehalten wurden wir nicht. Als wir das kühle Bankgebäude betraten, sahen wir auch die in den Keller und den Tresorraum führende Marmortreppe. Es blieb nicht aus, daß wir auch die Aschereste entdeckten. Suko schaute mich an.

Ich brauchte nur in seine Augen zu sehen, um zu wissen, was er dachte. Das war einmal ein Mensch gewesen.

Schrecklich…

Suko deutete auf eine Doppeltür. Sie war zwar verschlossen, doch aus den Plänen und Informationen des Bankdirektors wußten wir, daß jenseits der Tür der Schalterraum lag.

Ein wenig mulmig war mir schon zumute. Während ich das Kreuz außen vor meine Brust hing und die Beretta zog, besprach ich mit Suko flüsternd unseren Plan.

Wir wollten es möglichst kurz machen. Zudem kein Risiko eingehen.

Aus diesem Grunde hatte Suko vor, seinen Stab einzusetzen.

Wenn der Druide auf die Magie reagierte, blieben meinem Freund fünf Sekunden, um ihm den Dolch abzunehmen.

In der Theorie eine Kleinigkeit, die Praxis würde bestimmt anders aussehen.

»Nur Mut, Alter«, sagte der Inspektor. »Wenn ich an den letzten Fall in Spanien denke, ist das hier ein Vergnügen.«

»Aber auch nur beinahe.«

Mein Freund hob die Schultern. Mit einem weiteren Kommentar hielt er sich zurück. Das war auch wichtig, da wir uns beide konzentrieren mußten.

Wir hatten die Tür erreicht und uns so hingestellt, daß ich mit der linken Hand die Klinke fassen konnte, da ich in der rechten meine Silberkugel-Pistole hielt.

Noch ein kurzer Blick der Verständigung, Sukos Nicken, dann drückte ich die Klinke nach unten.

Sehr vorsichtig zog ich die Tür auf. Ich mußte Kraft aufwenden, denn sie besaß ihr Gewicht.

Suko stand besser plaziert als ich. So gelang es ihm, schon einen Blick in die Schalterhalle zu werfen. »Ich sehe den Kerl nicht«, hauchte er.

Das änderte sich rasch, als ich den Spalt vergrößerte. Dicht hinter Suko schlüpfte ich in den Bankraum und war den Architekten dankbar, daß sie an einen Teppichboden gedacht hatten, denn unsere Schritte wurden fast bis zur Geräuschlosigkeit gedämpft.

Mit raschen Blicken überflog ich die Einrichtung und kam mir wie in einem großen Wohnzimmer vor. Nicht wie in einer Bank.

Alles wirkte gediegen, sehr elegant, vornehm, so daß man das Gefühl bekam, sich nur flüsternd unterhalten zu dürfen, um die »heilige« Ruhe nicht zu stören.

Ich atmete tief ein. Suko stand zwei Schritte vor mir und hatte den rechten Arm ausgestreckt. Die Verlängerung seiner Hand bildete der Stab. Dessen oberes Ende deutete auf den Rücken unseres Gegners. Er stand vor der Tür, hielt den Dolch in der Hand und war dabei, mit seiner Hilfe das Glas der großen Eingangstür aufzuschweißen.

Die Rechnung wollte ich ihm versalzen.

Suko wollte schon eingreifen, als ich ihm auf die Schulter tippte und den Kopf schüttelte. Gleichzeitig zeigte ich auf mich und öffnete den Mund.

Der Chinese hatte verstanden, wenn er auch nicht begeistert war, aber ich wollte den abtrünnigen Druiden von vorn sehen.

Soviel ich erkennen konnte, war die Lücke in der Tür schon groß genug, um ihn hindurchlassen zu können. Da hatte er sich geschnitten.

Ich vertraute auf die Überraschung, auf mein Kreuz und die Pistole, als ich den Mund öffnete und ihm einen Befehl entgegenpeitschte. »Bleib stehen, Boysen!«

***

Frank Boysen vernahm das scharfe Organ in seinem Rücken, zuckte für einen Moment zusammen und verharrte in einer gebückten Haltung.

Obwohl er den Mann nicht sah, der da gesprochen hatte, wußte er genau, daß er zu den Gegnern gehörte, vor denen der Teufel ihn gewarnt hatte.

Er wußte nicht, welche Waffen die Gegenseite besaß, er konnte nur hoffen, daß der Dolch stärker war.

Vielleicht sollte er den anderen zunächst in Sicherheit wiegen. Er entschied sich dafür und rührte sich auch nicht von der Stelle.

»Jetzt dreh dich um!«

Ich hatte die Worte gesagt und Suko gleichzeitig einen zufriedenen Blick zugeworfen. Alles schien zu klappen. Große Schwierigkeiten waren bis jetzt nicht aufgetreten. Wenn das so weiterging, konnten wir zufrieden sein. Nicht jeder dreifache Killer ließ sich so problemlos stellen.

Er kam aus der Hocke hoch und drehte sich um. Noch zeigte er uns den Rücken, von Sekunde zu Sekunde sahen wir mehr von ihm und erkannten, daß der Polizist, der ihn von draußen gesehen hatte, keiner Täuschung erlegen war.

Vor uns stand ein Mensch mit grüner Haut. Schuppig, übereinandergesetzt, so kam mir die Haut in dem Gesicht vor. Sie schien aus zahlreichen Einzelheiten zusammengefügt zu sein, und ich sah in seinem Gesicht auch etwas blinken, wobei ich nicht wußte, um was es sich handelte, obwohl es wie Gold wirkte.

Wir starrten uns an und wußten, daß wir Feinde waren. Jeder nahm den Anblick seines Gegners in sich auf. Suko sprach, ohne die Lippen zu bewegen.

»Der hat noch nicht aufgegeben, John!«

»Kann sein.« Ich hatte mich inzwischen auf die Waffe in der rechten Hand des Druiden konzentriert und mußte mir eingestehen, daß man uns nicht belogen hatte.

Es war Mandra Korabs Dolch!

Der fünfte!

Wer hätte gedacht, daß wir ihn so rasch wiedersehen würden, und ich wollte alles daransetzen, um ihn dem Mann wieder abzunehmen.

Gesehen hatte ich genug. Daß er die Klinge freiwillig hergeben würde, darauf brauchten wir nicht zu hoffen.

»Du bist an der Reihe!« wisperte ich Suko zu.

Es war das Startsignal.

Nicht allein für meinen Freund, auch für einen anderen, der uns einen gewaltigen Strich durch die Rechnung machte.

Der Unbekannte griff ein – und schickte das Feuer!

Wir hörten beide das Fauchen, das über uns ertönte und waren für einen Moment abgelenkt. In derselben Sekunde noch regneten die Flammen auf uns nieder. Lange, gelbweiße Zungen, die um uns einen Bogen machten, denn ich sah gleichzeitig mein Kreuz in einem

wahren Strahlenkranz aufglühen. Es wehrte sich gegen die fremde Magie.

Die Flammenwand erschien zwischen uns und dem abtrünnigen Druiden. Dort stand, loderte und waberte sie, während uns durch die zuckende Wand oder auch an ihr vorbei ein gellendes Lachen ertönte.

Das konnte nur Boysen ausgestoßen haben. Er hatte die Hilfe bekommen, der Fluchtweg war ihm eröffnet, und auch wenn wir die Flammen schafften, blieb ihm genügend Zeit, die Bank zu verlassen.

Zunächst einmal sah es so aus, als wollten sie uns den Weg vollends versperren. Sie hatten die gesamte Breite der Bankhalle eingenommen, loderten, fauchten und verbrannten trotzdem nichts.

Ein Beweis, daß es sich um magisches Feuer, unter Umständen Höllenfeuer handelte. Auch waren die langen Feuerzungen nicht normal. Sie wirkten wie zuckende Lichtschwerter, und in ihren Zentren sahen wir fratzenhafte Gesichter.

Der Teufel hatte uns seine Höllenbotschaft geschickt. Er bestand darauf, daß wir sie annahmen.

Wenn wir etwas retten wollten, mußten wir hindurch. Das wußte Suko, das war mir bekannt.

Unwillkürlich waren wir vor dem Feuer ein wenig zurückgewichen.

Eine normale Reaktion. Jetzt hatten wir uns wieder gefangen, und ich sagte: »Wir versuchen es!«

»Klar. Aber wie?«

Ich streifte Kette und Kreuz über den Kopf. Wahrscheinlich hatten uns die Flammen vernichten wollen, doch die Magie meines wertvollen Talismans hatten sie abgehalten.

Ohne Rücksicht auf Verluste stürmte ich vor. Die Wand wurde größer, ich sah die höhnischen Fratzen, die sich noch stärker verzerrten und regelrecht zerschmolzen, als ich dicht vor ihnen auftauchte und sie die Magie des Kreuzes spürten.

Da prallten wiederum zwei gegensätzliche Kräfte aufeinander.

Das Höllenfeuer war schwächer.

Licht tötete die Flammen.

Hinein jagte das gleißende Kreuzlicht, um die höllischen Feuerzungen zu löschen.

Ich konnte aufatmen, als ich erkannte, wie das Feuer vor meinen Füßen zusammensank.

Das war überstanden.

Auch Suko folgte mir. Jetzt empfanden wir es als Vorteil, daß Frank Boysen einen Durchgang in die Tür geschnitten hatte. Er war so groß, daß auch wir hineinpaßten.

Nur noch ein paar Schritte waren es bis zur Treppe. Draußen aber peitschten die ersten Schüsse.

Wir gerieten von einer Hölle in die nächste.

Zuerst war Bill Conolly ein wenig sauer gewesen. Dann hatte er nachgedacht und war zu dem gleichen Ergebnis gekommen wie sein Freund John Sinclair. Es hatte keinen Sinn, als Waffenloser mit in die Bank zu gehen. Der andere würde den Schwachpunkt sehr schnell erkennen und ihn ausmerzen. So blieb Bill zurück.

Nur tatenlos zuzuschauen, entsprach überhaupt nicht seinem Naturell.

Aus diesem Grunde sah er sich in gewisser Weise als Informationslieferant an und begab sich zum Bentley. Einer mußte da sein, wenn sich das Telefon meldete und Sir James über den neuesten Stand der Dinge informiert werden wollte.

Die Aufgabe übernahm Bill.

Er öffnete den Wagenschlag an der linken Seite und nahm auf dem Beifahrersitz Platz. Bill hatte sich schräg hingesetzt, so daß er auch die Bank im Auge behalten konnte.

Er empfand die gesamte Atmosphäre der Belagerung als unwirklich und unnatürlich. Man konnte die Spannung fast fühlen, die in der Luft lag. Da warteten die Männer auf ihren Einsatz, hielten die Waffen schußbereit, standen unter voller Konzentration und durften doch nichts riskieren. Ein kaum zu ertragender Streß, dem sie ausgesetzt waren.

Bill zündete sich eine Zigarette an. Ein paar Männer beobachteten ihn mißtrauisch. Sie wußten, daß er nicht zur Polizei gehörte, denn einige von ihnen kannten Conolly noch als aktiven Reporter, der immer hautnah am Ort des Geschehens mitmischte.

Später hatte er sich dann um Fälle gekümmert, die mehr ins Okkulte, Unerklärbare gingen. Und Bill hatte einiges durchgemacht.

Die x Narben an seinem Körper sprachen Bände, die an der Seele rechnete er erst gar nicht mit.

Die Zeit tropfte dahin. Bill rauchte hastiger als sonst, drückte die blaugrauen Dampfwolken aus den Nasenlöchern und schaute sehr häufig auf die Uhr.

Jetzt mußten John und Suko eigentlich in der Bank sein. Bills Gedanken drehten sich um die beiden Freunde. Sie wußten ja nicht, was sie erwartete. Eine unbekannte Hölle, in der ein abtrünniger Druide die Macht übernommen hatte.

Die Polizei hatte gute Sperren errichtet. Der normale Verkehrslärm der Innenstadt blieb als stetiges Brausen weit im Hintergrund. Es war auch keinem Reporter gelungen, die Sperren zu durchbrechen.

Eine Szene wie vor dieser Bank wäre für die Männer der Presse ein wahres Fressen gewesen. Bill warf die Zigarette zu Boden und trat die Glut aus. Er spürte den leichten Druck, der sich auf seine Brust gelegt hatte. Ein Zeichen dafür, daß die Spannung sich immer mehr verdichtete.

Hin und wieder hörte er aus den mit offenen Türen parkenden Streifenwagen das Piepen eines Funkgeräts. Dann wurden Meldungen ausgetauscht und immer nur das gleiche gesagt.

Bisher keine weiteren Vorkommnisse.

Es ging auf den Abend zu. Die Aprilsonne hatte sich schon weit zurückgezogen. Ein paar Strahlen fielen noch flach über die Dächer der Häuser oder schnitten helle Schneisen in die allmählich dunkler werdenden Straßenschluchten.

Hin und wieder warf Bill einen Blick auf den Eingang. Obwohl das Glas getönt war, spiegelte es. Man konnte schlecht hindurchblicken, doch Bill Conolly setzte sich plötzlich steif hin.

Er hatte etwas gesehen!

Dicht hinter der Tür war eine Gestalt erschienen. Um John oder Suko handelte es sich dabei nicht, das war eine andere Person. Für den Reporter kam nur eine in Frage.

Frank Boysen!

Er war also da und versuchte zu entkommen. Verdammt, wo blieben denn Suko und John?

Bill atmete scharf ein. Er räusperte sich ein paarmal, schluckte auch und bewegte seine Lippen. Irgend etwas stimmte da nicht, lief anders als geplant, und er hätte jetzt gern seinen Platz verlassen, um einzugreifen.

Der Reporter blieb. Er war nicht der einzige, der die Vorgänge an der Tür mitbekommen hatte. Bill hörte, wie sich die Polizisten unterhielten.

Aber auch sie wußten nicht, wie sie die neue Lage einordnen sollten. Sie hatten den Befehl bekommen, sich zurückzuhalten.

Jemand sprach davon, daß die Tür verschlossen wäre.

Bill mußte lächeln, als er die Worte hörte. Als ob sich jemals ein schwarzmagisch begabter Mensch von so etwas hätte abhalten lassen.

Nein, das war nicht drin.

Bill schüttelte den Kopf. Er dachte nach, aus welchem Grunde John und Suko nicht eingriffen. Sie mußten die Schalterhalle inzwischen erreicht haben, eine andere Lösung gab es nicht.

Es sei denn, Boysen hätte sie ausgeschaltet. Als Bill daran dachte, preßte er die Lippen hart zusammen.

Möglich war alles!

Ein Schatten huschte auf Bill zu. Erst als er aus dem tiefen Sonnenlicht trat, erkannte Bill ihn. Es war der Einsatzleiter.

»Hören Sie, Mister«, sprach er Bill an. »Lange schaue ich da nicht mehr zu. Dann gebe ich meinen Männern den Befehl, die Bank auszuräuchern. Ihre beiden Freunde scheinen sich eine Blase zu laufen, wie mir scheint.«

»Warten Sie noch.«

Der Einsatzleiter verzog geringschätzig die Gesichtsmuskeln, bis plötzlich ein gespanntes Leuchten in seine Augen trat und dem Mund ein scharf ausgestoßenes »Verdammt!« entfuhr.

Bill hatte es im selben Augenblick gesehen.

In der Bank brannte es.

Der Widerschein einer breiten Feuerwand zuckte gegen und durch die Tür. Was hinter ihr lag, konnte der Reporter nicht erkennen, aber er sah die Gestalt, die die Bank verließ.

Giftgrün das Gesicht, in der rechten Pranke die Waffe, um die sich alles drehte.

Es war der Dolch!

Der Einsatzleiter huschte weg. Von John Sinclair und Suko war nichts zu sehen.

Nur Boysen kam die Treppe hinab.

Auch Bill war aufgesprungen, ging sofort wieder in Deckung, als die ersten Kommandos erschallten.

Dann wurde geschossen!

***

Frank Boysen hätte seinen Triumph am liebsten lauthals hinausgeschrieen, doch er beherrschte sich. Schließlich hatte er gewußt, daß ihn sein Mentor nicht im Stich lassen würde. Das Höllenfeuer hatte er geschickt. Es würde die verdammten Kerle in der Bank verbrennen.

Zu öligem Staub machen, mehr waren sie nicht wert.

Er schlüpfte durch die Tür, erreichte mit wenigen Schritten die Treppe und sah die Stufen vor sich. Über sie schaute er hinweg.

Dann erkannte er die Dächer der Streifenwagen, er sah die Polizisten hinter den Fahrzeugen und auch einen Mann an dem silbergrauen Bentley stehen, den er sich ausgesucht hatte.

Dieser Kerl sollte kein Hindernis sein…

Er hörte die Stimme. Sie klang hart und kratzig. Verstärkt über ein Megaphon.

»Bleiben Sie stehen, heben Sie die Hände! Wir schießen scharf und gezielt!«

Vielleicht hätten einen normalen Bankräuber die Waffen beeindruckt, nicht einen Mann, der eigentlich schon tot war und nach der Aufforderung die Geschwindigkeit seiner Flucht steigerte.

Die Hälfte der Treppe lag hinter ihm. Die restlichen Stufen überwand er mit einem Sprung.

Frank Boysen befand sich noch in der Luft, als der Befehl zum Feuern kam.

Erste Schüsse knatterten auf. Mündungslichter leuchteten, um mit den Sonnenstrahlen zu verschmelzen. Die Bleimantelgeschosse hieben

in den Körper des abtrünnigen Druiden. Sie trafen ihn im Sprung, schüttelten ihn durch, brachten ihn aus der Richtung, und ein jeder der versammelten Polizisten sah, wie der Mann mit dem unnatürlich grünen Gesicht vor der Treppe zu Boden sank.

Erledigt!

Der Einsatzleiter gab über Megaphon den Befehl zur Einstellung des Feuers. Einen kurzen Blick warf er Bill Conolly zu. Die Lippen dabei spöttisch verzogen, als wollte er damit sagen: da siehst du nun, was du davon hast. Es war leichter, als wir angenommen hatten.

Aber Bill Conolly war vom Tod des Druiden nicht überzeugt. Er hob die Hand zur Warnung und Abwehr, als er sah, wie der Einsatzleiter auf den vermeintlich Erschossenen zuschritt.

Der Beamte war zu schnell.

Noch schneller reagierte Frank Boysen!

Für die Männer war es ein Alptraum und gleichzeitig eine grausame Realität.

Der angeblich Tote schoß aus seiner liegenden Stellung hoch. Den Schrei stieß nicht er aus, sondern der Einsatzleiter, der seinen Oberkörper hoch- und zurückbog, wobei der Arm des »Toten« die Bewegung mitmachte, denn in der Hand hielt er den Dolch, dessen Klinge im Körper des Polizisten verschwunden war.

Als der Polizist auf den Rücken fiel, drang aus dem Mund des abtrünnigen Druiden ein gellendes Gelächter. Mit einem heftigen Ruck zog er die Waffe wieder aus der Brust und kam mit einer schraubenhaft anmutenden Drehung in die Höhe.

Da stand er für einen Moment, schwenkte den Dolch und jagte auf sein schon zuvor ins Auge gefaßte Ziel zu.

Es war der Bentley!

***

Genau dort stand Bill Conolly!

Er hatte zwar mit einer Aktivität des höllischen Druiden gerechnet, daß es jedoch so hart und grausam kommen würde, überraschte auch ihn. Der Einsatzleiter besaß nicht die Spur einer Chance. Der zweckentfremdete Dolch traf ihn mitten in die Brust.

Bill wußte, daß nichts auf der Welt den Mann noch retten konnte, und das war auch dem Druiden bekannt, deshalb kümmerte er sich nicht mehr um den Niedergestochenen, sondern suchte sich sofort sein neues Ziel aus.

Das war der Bentley.

Bill Conolly sah ihn, wie er mit einer nahezu affenartigen Geschwindigkeit auf den Wagen zustürmte und dort genau ankommen würde, wo er, der Reporter, stand.

Im Hintergrund hörte er die Stimmen der Männer. Zwei Schüsse

fielen. Dann eine sich fast überschlagende Stimme.

»Feuer einstellen!«

Der Befehl hatte kommen müssen, denn die Schützen liefen Gefahr, Bill zu treffen.

So hatte der Druide freie Bahn.

Er war schon zu nah, als daß Bill hätte zur Seite wegtauchen können.

Ihm blieb nur der Weg zurück.

Das bedeutete: Hinein in den Wagen!

Bill Conolly ließ sich fallen. Rechtzeitig genug zog er auch den Kopf ein, so daß er sich den Schädel nicht am Türholm stieß, dann fühlte er das Polster des Sitzes unter sich und bekam im nächsten Augenblick den harten Schlag ab. Der Druide hatte die Lage erkannt und mit seiner freien Hand zugedroschen. Bill sah Sterne, er schmeckte Blut, weil die Lippe geplatzt war, und vernahm einen dumpfen Schlag, denn Frank Boysen hatte die Wagentür zugeschlagen.

»Eine bessere Geisel konnte ich nicht kriegen!« lachte er. »Zudem steckt der Schlüssel.«

Er drehte ihn.

John Sinclair hatte den Wagen regelmäßig warten lassen. Der Motor sprang sofort an. Von allen Seiten stürmten bewaffnete Polizisten herbei.

Wieder wurde geschossen.

Das konnten die Männer riskieren, denn Bill lag noch auf dem Sitz, so hörte er das Splittern der Scheiben, und er sah auch, wie der hinter dem Lenkrad hockende Grüngesichtige getroffen wurde. Die Kugeln jedoch machten ihm nichts aus, und er steckte sie weg.

Die Frontscheibe war zerblasen worden. Auch ohne sie konnte der Wagen gefahren werden.

Einen unwilligen Sprung nach vorn machte der Bentley, bekam Gas, wurde schnell und räumte mit seinem linken Kotflügel einen Polizisten zur Seite, der es nicht geschafft hatte, rasch genug wegzukommen.

Boysen war in seinem Element. »Freie Fahrt!« schrie er. »Freie Fahrt für mich!« Den Griff des Dolches hatte er sich quer zwischen die Zähne geklemmt. Er wollte eine Hand frei haben, um Bill Conolly hochzuzerren. Jeder, der den Versuch machte, ihn aufzuhalten, sollte sehen, daß er mit einer Geisel fuhr.

An den Haaren riß er den Reporter hoch in eine sitzende Stellung.

Der Schmerz trieb Bill Conolly Tränen in die Augen. »Wenn du dich rührst, steche ich dich ab!« quetschte Boysen zwischen den Zähnen hervor.

Bill nickte nur.

Und Boysen gab Gas!

***

Schüsse!

Wir hatten sie genau gehört, nachdem die verdammte Flammenwand hinter uns lag. Auf der Straße waren sie gefallen, und wir machten nicht den Fehler, wie die Verrückten die Treppe hinabzurennen, denn sehr leicht konnten wir von einer verirrten Kugel getroffen werden.

Es dauerte nicht lange, da verstummten die Schüsse. Dafür brüllten Stimmen durcheinander.

Auf der Straße und vor der Bank mußte ein furchtbares Chaos herrschen. Das war uns längst klargeworden. Als wir es wagten und die Bank verließen, startete ein Wagen.

Ich bekam mit, daß es mein Bentley war und sah, wie die Beamten auf ihn feuerten.

Das Fahrzeug kam trotzdem durch. Die Kugeln zerbliesen die Scheiben. Inmitten eines Splitterregens jagte der Bentley auf die nächste Absperrung zu, wobei sein Kotflügel noch einen im Weg stehenden Polizisten zur Seite schleuderte.

Ich sah keine Spur von Bill und hatte einen schrecklichen Verdacht.

Suko war schon vorgelaufen. Neben dem am Boden liegenden Einsatzleiter kniete er nieder, schaute hin, sah den feinen Rauch, zudem die schreckliche Wunde und winkte ab.

Dann hetzte er zu mir. Zwei Sätze reichten zur Erklärung. Von einem anderen hörte ich, daß Boysen Bill als Geisel genommen hatte.

»Wir müssen hinterher!« Das waren Sukos Worte. Im nächsten Moment schleifte er mich fort.

Nicht auf einen Streifenwagen zu. Ihm war etwas anderes aufgefallen.

Eine Rakete aus Blech und Chrom.

Von der Markenbezeichnung her auch Kawasaki genannt…

***

Bill Conolly saß puppenhaft starr neben dem abtrünnigen Druiden und redete wie ein Automat.

»Sie kommen nicht durch, Boysen, verdammt, das schaffen Sie niemals!«

»Mit dir und Luzifers Macht als Rückendeckung immer!« Er setzte noch ein böses Lachen nach.

Bill hielt seinen Mund. Er wußte, daß Reden sinnlos war. Diesen Druiden konnte er nicht überzeugen. Der Reporter hatte sich nicht anschnallen können. Wenn der andere nur einmal scharf bremste oder irgendwo gegen fuhr, würde Bill sich nicht mehr halten können und von der Fliehkraft durch das offene Fenster katapultiert werden.

Die Sperre war hautnah herangerückt. Jeder andere hätte gebremst, nicht aber Boysen.

Er nahm sie voll.

Vor dem Bentley schienen die rotweißen Balken explosionsartig auseinanderzufliegen. Die in der Nähe stehenden Polizisten nahmen rasch Deckung, dann war der Wagen durch.

Boysen lachte. Er wollte auf die breite Regent Street hochfahren.

»Du wirst sehen, wie sie uns Platz schaffen werden. Schließlich habe ich dich als Geisel.«

Bill gab keine Antwort mehr. Er wollte es nicht. Auf keinen Fall durfte der andere gereizt werden. Noch lebte der Reporter, und er warf einen Blick nach rechts, wo der Druide saß und starr durch die zerbrochene Scheibe starrte. Die Dolchklinge steckte nach wie vor waagerecht in seinem Mund. In den Augen lag ein Funkeln, das schon an eine gewisse Gier erinnerte.

Bill sah in den Innenspiegel. Er wußte, daß man Boysen nicht einfach wegfahren lassen wollte und auch nicht konnte. Irgendwann mußte er anhalten. Falls er mit Gewalt nicht gestoppt werden konnte, hielt er wenigstens an, wenn ihm der Sprit ausging.

Hinter dem Wagen war das Chaos perfekt. Doch erste Verfolgerwagen setzten sich in Bewegung. Und vor ihnen erschien – einem rasenden, röhrenden Ungeheuer gleich – eine Maschine.

Zwei Leute saßen auf dem Feuerstuhl. Beide ohne Helm und windschützende Kleidung.

Der vordere war Suko.

Die beiden würden dranbleiben, und der Feuerstuhl holte bereits auf.

Bill mußte unwillkürlich lachen. Zum Glück kümmerte sich Boysen nicht darum. Sein Blick war starr nach vorn gerichtet.

Bill drehte jetzt den Kopf – und hätte vor Überraschung fast einen Herzschlag bekommen.

Im Fond saß jemand.

Myxin, der Magier!

Er hatte sich genau in dem Augenblick hervorkristallisiert, als Bill den Kopf wandte. Doch war er von dem Fahrer nicht gesehen worden, weil sich Myxin noch kleiner machte, als er ohnehin schon war.

Für Bill Conolly war es die freudigste Überraschung seit langem.

Jetzt konnte sich Boysen warm anziehen. Der Reporter war gespannt, wie er mit Myxin fertigwerden würde und was der kleine Magier überhaupt vorhatte, um die rasende Fahrt zu stoppen.

Jedenfalls ging es Bill besser. Er hatte sich hervorragend in der Gewalt und tat nichts, den anderen merken zu lassen, was im Fond des Bentley geschah.

Myxin griff ein.

Nicht mit Gewalt, das hätte er auch nicht gekonnt, aber er war ein Magier und bediente sich seiner magischen Kräfte.

Telekinese – das Bewegen von Gegenständen gehörte zu seinem außerordentlichen Können. Kraft seiner Gedanken bewegte er einen

bestimmten Gegenstand, Es war der Zündschlüssel! Boysen merkte nichts. Er fuhr weiter.
Voller Haß, voller Zorn, und er sah nicht, wie der Schlüssel das Schloß verließ.
Bill hörte das Dröhnen des Motorrads. John und Suko hatten aufgeholt. Es würde nur mehr Sekunden dauern, bis sie den Wagen erreicht hatten.
Der Motor verstummte. Automatisch wurde der Bentley langsamer.
Jetzt fiel es auch Boysen auf. Er schaute zum Zündschloß, merkte, was los war und hörte hinter sich einen scharfen Ruf, der nicht ihm galt, sondern Bill Conolly.
»Nimm das Lenkrad!«
Bill handelte sofort. Er wußte, daß er sich auf Myxin verlassen konnte.
Der Reporter warf sich nach rechts, hielt das Lenkrad mit beiden Händen fest und den Wagen somit in der Spur.
Myxin hatte längst die Arme ausgestreckt, die Hände gespreizt, mit der Linken die Kehle des Druiden umklammert und ihm mit der rechten den Dolch zwischen den Zähnen hervorgeholt.
Er hörte den gurgelnden Schrei, als die Klinge durch den Mund fuhr, und Myxin kantete sie herum.
Das Schicksal, das Boysen so vielen anderen noch zugedacht hatte, traf ihn jetzt selbst.
Der Dolch entfaltete seine Kraft gegen ihn allein. Myxin konnte den abtrünnigen Druiden ruhig loslassen. Boysen sackte auf dem Sitz zusammen. Als erste Rauchschwaden aus dem Körper stiegen, da rollte der Wagen allmählich aus, und rechts neben ihm stoppte eine schwarzglänzende Kawasaki…

***

Man überließ es mir, den Dolch aus der Brust des abtrünnigen Druiden zu ziehen. Viel war von ihm nicht mehr zu erkennen. Die Rauchwolke breitete sich innerhalb des Wagens aus. Dahinter sah ich eine knöcherne Fratze, die allmählich zu Staub wurde.
So starb der abtrünnige Druide in meinem Bentley!
Myxin und Bill waren ausgestiegen. Um uns herum hatten die Streifenwagen einen großen Kreis gebildet. Noch immer leuchtete der Schweiß auf unseren Gesichtern, und ich fragte Myxin, wie er dazu gekommen war, plötzlich zu erscheinen.
»Ich hatte dich ja gewarnt, John. Durch die Maske konnte ich in die Vergangenheit schauen, und als ich wieder sah, da wurde mir offenbart, wer den Dolch jetzt besitzt. Nun, ich bin zu dir gekommen. Gerade noch im rechten Augenblick, wie ich finde.«
»Das stimmt. Wer weiß, wie Boysen reagiert hätte.«

»Zumindest hättest du dir einen neuen Wagen kaufen können«, sagte Bill Conolly.

»Und was wäre mit dir gewesen?«

Bill winkte ab. »Darüber möchte ich nicht reden. Ich weiß nur eins. Beim nächsten Mal bringe ich eine Waffe mit, wenn ich mich mit euch treffe. Und wenn es die goldene Pistole ist…«

»Wir nehmen dich beim Wort«, meinte Suko.

Ich aber schaute auf den Dolch. Fünf hatten wir wieder. Zwei waren noch im Lande Aibon verschollen. Auch in ihnen mußte die Kraft des Teufels stecken, und ich stellte mir die Frage, ob dieser Dolch, den ich in der Hand hielt, nicht auch noch manipuliert war.

So ohne weiteres konnte ich ihn Mandra Korab nicht zurückgeben.

Einen kleinen Test mußte sich diese Waffe schon gefallen lassen.

Davon und von den weiteren Schwierigkeiten, die wir bekamen, berichte ich in meinem nächsten Fall, als wir auf das Fratzengesicht trafen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 317 »Okastras Grusel-Keller«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 300 »Sieben Dolche für den Teufel«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 001 »Angst über London«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 020 »In dieser Straße wohnt die Angst«
[5]Siehe John Sinclair Nr. 240 »Vampir-Kosmetik«